

Bezugspreis: Vom 1. - 29. Dezember 1 Billion oben 1 Goldmark heraus zahlbar. Unter Kreuzband vom 30. - 29. Dezember für Deutschland, Dänzig, Saar- u. Memelgebiet, Oesterreich, Litauen, Ungarn, Bulgarien 1,25 Goldmark, für das übrige Ausland 1,50 Goldmark. Kreuzbandsendungen nur gegen wertbeibehaltende Zahlung. Postbezugsverträge freibleibend.

Der „Vorwärts“ mit der Sonntagsbeilage „Volk und Welt“ u. „Sieblung und Kleingarten“, sowie der Unterhaltungsbeilage „Heimwelt“ erscheint wochentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Telegraph-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: SW 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Redaktion: Dönhofs 292-293
Verlag: Dönhofs 2506-2507

Dienstag, den 25. Dezember 1923

Vorwärts-Verlag G.m.b.H., SW 68, Lindenstr. 3
Volkshilfskonto: Berlin 375 36 - Bankkonto: Direktion der Dionson-Gesellschaft, Depotkassette Lindenstraße 3

Anzeigenpreise:
Die stündliche Sonntagsbeilage 0,70 Goldmark, Restbeilage 0,50 Goldmark. „Keine Anzeigen“ das festgedruckte Wort 0,20 Goldmark (außer bei zweifachgedruckten Worten), jedes weitere Wort 0,10 Goldmark. Stellungsstunde das erste Wort 0,10 Goldmark, jedes weitere Wort 0,05 Goldmark. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Familienanzeigen für Abonnenten keine 0,30 Goldmark. Eine Goldmark = ein Dollar gerechnet durch 4,20.

Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im Postgeschäft, Berlin SW 68, Lindendstraße 3, abgegeben werden. Geöffnet von 9 Uhr früh bis 5 Uhr nachm.

Deutsche Weihnachten 1923.

Auf dem Weihnachtstische unseres Volkes liegt als sichtbarste Gabe die Massenverarmung. Ein Heer von Arbeitskräften ist brachgelegt. Industrielle Unternehmungen haben zum guten Teil ihre Betriebe geschlossen, zum anderen die Arbeit „gestreckt“ und aus den nach Beschäftigung und Erwerb hungernden Vollarbeitern kärglich entlohnte Kurzarbeiter gemacht. Die öffentlichen Mittel zur Unterstützung der Erwerbslosen und der Kurzarbeiter werden in einem Maße in Anspruch genommen, wie kaum je zuvor. Durch Poincarés „Sanktionen“ an Rhein und Ruhr sind zudem die wichtigsten und reichsten Gebiete unseres Landes fremdem Militär überliefert und dadurch zu einem Spielball für separatistische Abenteuer und scharfmacherische Unternehmerorganisationen geworden. Die einen treiben offen zur Verstreifung Westdeutschlands vom Reiche, die anderen höhnen den Bau von innen aus, indem sie im Zeichen der Krise mit Hilfe ihrer wirtschaftlichen Macht die sozialen Errungenschaften der Staatsumwälzung auszulöschen trachten.

Was solcher Art die Berg- und Industriegewaltigen an der Ruhr unter dem Schutz der französisch-belgischen Bajonnette erstreben, das bildet auch das Ziel aller Wünsche der Unternehmerröbde im unbesetzten Deutschland. Niemals seit Jahren sind die Tendenzen der Arbeitgebergnade so offenkundig dargelegt worden, als in diesen letzten Wochen, da an fast jedem Orte der gleiche Kampf geführt wird nicht nur um den Achtundzestag, sondern um die ganze rechtliche Stellung der organisierten Arbeiterschaft. Nachdem die Zeit der stürmischen Geldentwertung die Massen der Gewerkschaften geschwächt und den einzelnen Arbeitnehmer im Kampfe ums Existenzminimum zermürbt hatte, schien ihnen der Augenblick günstig, dem Tarifgedanken in seiner Allgemeinheit den Todesstoß zu geben und an seine Stelle wieder das manchesterliche System des stärkeren Ellenbogens zu setzen.

Die Gedankenlinie dieses neuesten Scharfmacheriums liegt klar erkennbar vor aller Augen. Aber nur die allgemeine Wirtschaftskrise, die dem Abbruch des Ruhrkampfes folgte, konnte sie so brutal zur Wirklichkeit werden lassen. Der Existenzkampf der arbeitenden Schichten ist ein unerbittlich harter und verlangt von jedem Einzelnen den Einsatz seiner vollen Persönlichkeit. Er wird freilich in der Gegenwart noch komplizierter durch den plötzlich begonnenen Beamtenabbau im Reich und in den Einzelländern. Eine Maßnahme, die nur von äußerster Not des Staates diktiert werden konnte, die aber gerade deshalb eine revolutionäre Wirkung auslöst. Bisher galt das Beamtenrecht als eines der am sichersten verankerten Rechte, jenes System der „wohlerworbenen Rechte“, das unantastbar schien. Aber selbst vor ihm macht die Entwicklung nicht halt. Und seine Beseitigung wird heute gerade von Angehörigen solcher Parteien betrieben, die bisher in jedem Wahlkampf die Sozialdemokratie verdächtigt, sie wolle das Berufsbeamtenum abschaffen. Jetzt stehen plötzlich auch diese Berufsbeamten im Kampf um ihre Existenz, sowohl rechtlicher als materieller Art. Denn die durch Notverordnung verfügte Herabsetzung der Gehälter auf eine weit unter dem Vorkriegsniveau liegende

Grenze muß selbst in solchen Beamtenfamilien bittere Not bringen, die vom Abbau noch verschont blieben.

Somit wohl gepflegten nach grauen Monden des Entsetzens die Weihnachtstage Stunden der Hoffnung zu umschließen. Dürfen wir angesichts der Not im Lande aber auch in diesem Jahre frohe Erwartung hegen? Läuten uns die Glocken wirklich das tröstliche „Friede auf Erden für alle, die guten Willens sind!“?

Freilich sehen wir die Wohltätigkeit in der Welt sich regen für ein darbenendes, unterernährtes, hungerndes Volk. Aus Amerika, Oesterreich, Dänemark, Schweden — aus vielen anderen Ländern kommen Gaben in Menge, die die Bedürftigsten unter den Bedürftigen aufrichten und trösten sollen. Volksspeisungen, Suppenküchen, Kinderhilfe — so dankenswert sie im einzelnen sind — läuschen jedoch nur zeitweilig über die gewaltige geistige und physische Not hinweg, in der sich das deutsche Volk als Ganzes befindet. Denn bei all den Sorgen des Einzelnen darf nicht die Tatsache vergessen werden, daß diese besondere Noie vor allem herrühren aus den Lasten des verlorenen Krieges und dem Diktat eines unerbittlichen Siegers. Gerade weil wir der Meinung sind, daß die deutschen Wirtschaftskreise bisher bei weitem nicht jene Opferfreudigkeit gezeigt haben, die sie von anderen fordern und die dringendste nationale Gebot war, gerade weil wir die Unterlassungsünden der wirtschaftlich herrschenden Klassen immer wieder feststellen mußten, ist es unsere Pflicht, auch zu sagen, daß der ehrliche Wille der Sozialdemokraten und vieler gutbürgerlicher Deutschen zur Erfüllung der Reparationsleistungen bis an die Grenze des Möglichen tatsächlich scheitern mußte an der hohlstarrigen Politik des französischen Bloc national und seines Führers Poincaré!

Eröffnen sich jetzt bessere Aussichten, da doch neue Verhandlungen von Regierung zu Regierung angekündigt und zugelegt sind? Wer mag wagen, in solchem Augenblick von Hoffnungen oder Hoffnungslosigkeit zu sprechen! Wir wünschen, daß diese Verhandlungen von deutscher Seite in dem Geiste geführt werden, der eine baldige und abschließende Verständigung unter Wahrung der deutschen Lebensnotwendigkeiten ermöglicht. Freilich hängt bei solchen Verhandlungen das Ergebnis nicht allein von dem guten Willen der einen Seite ab. Auch der Gegner muß verhandeln und nicht diktieren wollen. Soll der Friedensstern in diesem Jahre leuchten, während vor zwölf Monaten der Ruhrkrieg ins Land brach mit all seinen verheerenden Folgen? Poincaré ist eine zu robuste politische Figur, als daß irgend jemand in ihm einen Friedensengel vermuten könnte und doch will ein Fünkchen der Hoffnung nicht verglimmen. Soll doch eine neue Sachverständigenkommission unter Teilnahme Amerikas und Englands die deutsche Leistungsfähigkeit prüfen. Und weist nicht auch der Wahlsieg der britischen Arbeiterpartei mit ihrem klaren Programm in die Ferne?

Inzwischen aber haben wir den harten Tatsachen kühl ins Auge zu schauen. Sie sind wirklich schwer genug: Das Gefüge des Reiches ist nicht mehr so fest, als es unmittelbar

nach der Revolution war. Damals band die Demokratie auseinanderstrebenden Teile fest zusammen. Abspaltungsversuche wurden leicht beseitigt durch die große demokratische Woge, deren bewegende Kraft die deutsche Sozialdemokratie war. Unter dem außenpolitischen Druck und dem der Wirtschaftsnote freilich haben die partikularistischen und separatistischen Strömungen neue Stärke gewonnen. Was in Bayern getrieben wird, ist allen bekannt und doch ebenso unbekannt. Unter dem Schlagwort des „Föderalismus“ erstrebt man eine Lockerung des Reichsgedankens, eine größere oder volle Selbständigkeit der Einzelländer. Von da bis zur Rückkehr der monarchischen Staatsform sind nur noch wenige Schritte. In der Pfalz und am Rhein treiben die Separatisten ihr Wesen. Französisches Geld, französische Waffen, französische Presse — alles steht ihnen zur Verfügung, um die Lande um den Rhein vom Deutschen Reiche zu trennen und einen französischen Schutzstaat zu errichten.

Die Sozialdemokratie war von je ein Gegner der Kleinstaaterei. Sie ist es auch heute, und heute um so mehr, als nicht nur gleiche Sprache, gleiche Sitten, gleiche Kultur die Stämme zur Einheit zwingen, sondern auch die Interessen der Wirtschaft ein einheitliches Gebiet erfordert. Jede Trennung wäre ein Rückschritt. Jede innigere Verschmelzung der Glieder aber ist ein Fortschritt für die deutsche Wirtschaft und damit für das ganze Volk.

Diese Weihnachtstage sind die letzten vor den großen Wahlen, die über den deutschen Reichstag und das Geschick der deutschen Republik entscheiden sollen. Aus der trüben Vergangenheit weisen sie deshalb in die Zukunft. Sie zeigen, daß ein Weihnachtsfriede nicht ist ohne Kampf, ohne das ernste Ringen um bessere Weltgestaltung. Von unserem Gabentische grüßt uns heute das graue Elend an, das kapitalistisch-imperialistische Interessentkämpfe geschaffen haben. Wir aber blicken voraus in eine sonnigere Zeit, die nicht mehr nur die Sorgen um das nackte Dasein kennt, die vielmehr das gesellschaftliche Leben auszugestalten strebt in Harmonie und Solidarität. Dazu bedarf es ersten Volkens zu friedlicher Politik, zur Stärkung der Arbeiterorganisationen, zur Aufrechterhaltung des Reiches als eines unteilbaren demokratischen Ganzen. So pflanzen wir vor aller Welt sichtbar unser Signal aus für die künftigen Wahlen: Wir sind Feinde kapitalistischer Ausbeutung, mag sie sich in deutschem oder in französischem Gewande zeigen; wir sind Feinde derer, die die schweren errungenen Arbeiterrechte beseitigen wollen; wir sind Feinde aller, die die wirtschaftliche und kulturelle Einheit des Reiches zu zerreissen trachten, mögen sie sich Föderalisten, Partikularisten, Antimarxisten oder Separatisten nennen! Gegenüber den Ruhr-Bayern, den Frankopfalzern und den „Rheinfranken“ sei offen gesagt: Wir deutschen Sozialdemokraten kennen nur ein Vaterland, das Deutschland heißt! Dieses Vaterland gleichberechtigt und geeicht zu sehen unter allen Vaterländern der Welt, ihnen vorausschreitend auf den Wegen sozialer Kultur, ist das Ziel unseres Strebens. Unter diesem Zeichen stehen wir heute wie je, unter ihm wollen wir vom Weihnachtsfest zum Wahltag schreiten!

Fort mit dem Ausnahmezustand!

Die militärische Gewalt Herrschaft in Sachsen und Thüringen, die der demokratische Reichswehrminister Dr. Gessler trotz der dringenden Mahnungen führender demokratischer Blätter noch immer nicht aufheben will, wird in der Regel damit begründet, daß die Regierungen beider Länder die Zwangsmassnahmen der Reichsregierung selbst verschuldet hätten, und daß der frühere sächsische Ministerpräsident Dr. Zeigner einen persönlichen Kampf gegen Dr. Gessler geführt habe. Gegen die Auffassung wendet sich in der „Leipziger Volkszeitung“ Genosse A. Lipinski, der bis zum Frühjahr d. J. sächsischer Minister des Innern war und in dieser Eigenschaft gerade das Gebiet auf das genaueste kennen lernte, auf dem sich jetzt der Kampf der Reichsregierung gegen die sächsische Landesregierung abspielt.

Genosse Lipinski weist mit Recht darauf hin, daß das Gerüde von einem besonderen Verschulden der sächsischen Regierung schon dadurch widerlegt wird, daß gegen Thüringen genau so vorgegangen wird wie gegen Sachsen. Die Gründe für dieses Vorgehen liegen auf militärisch-nationalistischem Gebiet. Die Ursache des Konfliktes ist nicht die angeblich gefährdete „Ruhe und Ordnung“ im Lande, sondern die Differenz in den Anschauungen über die Funktionen der Reichswehr und ihrem Zusammenhang mit militaristischen Geheimorganisationen. Genosse Lipinski schildert ausführlich den Kampf, den die sächsische Regierung, im

Interesse der Republik, gegen diese Geheimorganisationen führte. Dieser Kampf blieb jedoch erfolglos in Anbetracht der Unterstützung, die die Geheimorganisationen bei der Reichswehr und der Reichsregierung fanden. So mußten nach dem Rathenau-Mord eine Anzahl von Strafverfahren wegen Waffenbesitz eingestellt werden, weil nach dem Schutzgesetz für die Republik nur bestraft wird, wer Waffen ohne Wissen der Behörde verdirgt. Die Angeeschuldigten konnten aber nachweisen, daß sie mit Wissen der Reichswehr die Waffen verborgen hatten. Statt den Landesregierungen Kenntnis von Waffenlagern zu geben, ersuchte das Reichswehrministerium die Landesregierungen, daß Waffenbeschlagnahmen unterbleiben möchten, wenn sie nicht der Reichsanwalt anordnet. Die Landesregierungen mußten deshalb die weiteren Nachforschungen nach Waffenlagern einstellen.

Uebersüssig zu sagen, daß durch diese Maßnahmen der Reichsregierung das Vertrauen zu den Landesregierungen und der Rechtspflege auf das schwerste erschüttert wurde. Die dringenden Vorstellungen der sächsischen und thüringischen Regierung in Berlin blieben ergebnislos, und nach der Etablierung der Generalschiererschaft in beiden Ländern wurden die Mißstände, gegen die bis dahin angekämpft wurde, noch um vieles schlimmer. Genosse Lipinski schließt seine Anklage mit folgenden Worten:

„Nur dem Umstande, daß keine direkte Einwirkung auf die Reichsregierung eine Loslösung der Reichswehr von nationalistischen Organisationen brachte, ist es geschuldet, daß Ministerpräsident

Zeigner sich verteilten ließ, öffentlich in Versammlungen gegen die Reichswehr vorzugehen und daß der Gedanke proletarischer Abwehrorganisationen rasch in der Arbeiterklasse Boden gewann. Will die Reichswehr wirklich als einwandfreie Truppe der Republik gelten, dann muß der Reichstag nachdrücklich darauf drängen, daß endlich die Beziehungen der Reichswehr zu nationalistischen Organisationen gelöst werden. Wäre dies früher eindeutig geschehen, hätte man denselben Verkehr mit dem sächsischen wie mit dem bayerischen Kabinett von der Reichsregierung gepflegt und ihren Vorstellungen Beachtung geschenkt, dem sächsischen und thüringischen Lande wäre die Anbil des militärischen Zwanges erspart geblieben und Ruhe und Ordnung wäre nicht gefährdet worden.“

Im Interesse des schwer gefährdeten inneren Friedens wäre es zu wünschen, daß diese Forderung, deren Verwirklichung ebenso wie die Aufhebung des militärischen Ausnahmezustandes Vorbedingung der Gesundung der sächsischen Verhältnisse ist, endlich durchgesetzt wird.

Das politische Leben des ganzen Reiches, besonders auch Sachsens, ist in lebhafter Gärung. Was dabei an unerfreulichen Erscheinungen zutage tritt, unterliegt der Kritik aus den eigenen Reihen, wie sie vom Genossen Dittmann an anderer Stelle dieses Blattes geübt wird. In diesem Zusammenhang sei nur betont und unterstrichen, daß Methoden der Unterdrückung, wie sie in Sachsen geübt werden, niemals zum Ziel führen können. Für diejenigen, die die Gesundung von innen versuchen, bedeuten sie das schwerste Hemmnis.

Neue Krise des Kommunismus?

Die kommunistische Partei ist in den letzten Monaten durch das Verbot des Generals Seede zur illegalen Tätigkeit verurteilt. Sie hat die Auflösung ihrer Organisationen mit überauschender Gleichgültigkeit und ohne besondere Abwehr hingegenommen. Es scheint, als ob diese Passivität nicht nur aus wirtschaftlichen Ursachen zu erklären ist, die die Kommunisten sehr häufig in den Betrieben trotz ihrer großen Redensarten zu äußerster Zurückhaltung bei wirklichen Auseinandersetzungen mit dem Unternehmertum veranlaßt. In den eigenen Reihen müßte der innere Zwist, die Gegensätze zwischen dem linken Flügel und der Zentrale, zwischen dem Kautz-Fische-Waslaw-Gruppe und Brandler auf der anderen Seite sich niemals zum Schweigen gekommen. Neuerdings scheinen sie wieder besonders heftig zu sein. Eine im allgemeinen über die inneren Verhältnisse der kommunistischen Partei reichlich zuverlässig informierte Berliner Lokalkorrespondenz berichtet darüber:

„Die Dinge sind so weit gekommen, daß jetzt das Exekutivkomitee in Moskau eingegriffen hat, um den drohenden Parteizusammenbruch nach Möglichkeit aufzuhalten. Moskau hat die Vertreter der feindlichen Richtungen augenblicklich zu einer Konferenz in den Kreml geladen, und man hofft dort, ein Einverständnis herbeizuführen zu können. Das ist jedoch offenbar nicht gescheit. Deshalb ist das Exekutivkomitee auf den rettenden Gedanken gekommen, im nächsten Februar in Deutschland eine außerordentliche Parteizusammenkunft zu veranstalten, in der die Gegensätze endgültig beseitigt werden sollen. Die Leitung dieser Tagung wird voraussichtlich einem Mitglied der Moskauer Exekutive übertragen werden.“

Auch diese Konferenz wird die Gegensätze im Kommunismus nicht endgültig beseitigen. Einmal befindet sich der russische Kommunismus selber in einer so starken inneren Zerkleinerung, daß schon dadurch seine Rolle als Schiedsrichter bei den deutschen Kommunisten sehr gelähmt wird. Außerdem ist dieser Gegensatz zwischen rechts und links bei den Kommunisten ein alter und hat manche Berührungspunkte mit den Meinungsverschiedenheiten, die sich auch in anderen Strömungen des proletarischen Lagers bemerkbar machen. Vor einem Jahre, beim Leipziger Parteitag, bestand sich die KPD, tatsächlich bereits in voller Auflösung. Sie erhielt neues Leben und neuen, stellenweise ganz bedeutenden Zulauf unter den Auswirkungen der Euno-Politik und der Nahrungskatastrophe, die jeder wirtschaftlichen Existenz in Deutschland den Boden zu entziehen drohte. Eine Stabilisierung der Wirtschaft bedeutet den Tod der kommunistischen Revolutionärspropaganda und stellt der KPD, wie jeder radikalen Agitationspropaganda die entscheidende Frage: Praktische Arbeit für die Arbeiterklasse oder nicht. An dieser Fragestellung muß und wird der Kommunismus in Deutschland dann sterben, wenn die Verhältnisse sich stabilisieren. Die Gegensätze innerhalb der KPD sind bisher nur die Anzeichen der Bruchstellen, an denen dieser Riß vollziehen wird. Dieser Riß ist auf die Dauer unvermeidlich, er wird und muß die KPD, wie jeden scheinradikalen Utopismus tödlich zerlegen. Geht dies Problem freilich nicht durch Moskau und seine „graunen Kardinals“, geht es nur durch die Gesamtentwicklung der deutschen Politik.

Schacht-Helfferich.

Die Konkurrenz ergibt sich nicht!

Die Deutschnationale Partei hat in der letzten Zeit mit allen Mitteln das Ziel verfolgt, ihren Führer Dr. Helfferich in der Reichsbank beizubehalten. Damit war sie ihn erstens los — denn Helfferich hatte bereits erklärt, er werde im Fall seiner Ernennung zum Reichsbankpräsidenten sein Mandat niederlegen und auf jede politische Betätigung verzichten — zweitens aber hatte sie dann an der Spitze des wichtigsten Wirtschaftsinstituts einen Mann, der die Interessen der hinter ihr stehenden großgrundbesitzlichen und großkapitalistischen Kreise zuverlässig vertrat.

Sterne.

Jan Regel Kemisaw.

(Was einem nach unendlichen Mühen, für Mensch dem Menschen ein Quell des Glücks, berechnete Lebensweges aus dem Aussehen von Rache Mäntel zogen)

Da denkt man manchmal, und besonders in Augenblicken, in denen man sich mit Stacheln von der Welt abzumanteln, aber nein, wenn man ins fliehende Dornenbüschel des Lebens hineingerät und sich ganz zerstreut und zertrübt, da denkt man — wie, wenn man alle Wälder sammeln würde, vor denen einem das Herz hinschmigt, alle Bäume, vor denen es auch in der tiefsten Finsternis hell wird, wenn man das alles zusammenläßt und der Welt zeigt! Wie würde dann die Welt wohl aussehen, die Erde aufleben! Das müßte für die Welt sein, wie ein warmer Regen für die Erde, nach dem es sich leichter atmen läßt. Ich habe es auch bei Großen, bei Erwachsenen schon getroffen, oder häufiger bei Kindern, irgend so eine große Freude, die einem die ganze Seele erfüllt, die das Herz klopfen macht, so daß ich hin-ausstreten möchte irgendwo auf einen weiten Platz und es allen laut zurufen, daß ich sie gesehen habe — diese große Freude. Und alle, alle, alle rufe ich sie zusammen, ehe es zu spät ist.

Mein Nachbar in der Trambahn war ein kleiner Bub mit seiner Wärlerin, so einer streng achtbaren russischen Kinderwärlerin, mit einer Schramme auf der Stirn, und die mit dem ganzen Herzen dabei ist. Ich sah, wie sie immerfort auf den Dungen blühte.

Es war im Winter, abends, in der erleuchteten Trambahn, ich fuhr von der Michaelsstraße durch die Bo-Instraße.

Der kleine Bub war in einen Boshiff gewickelt, sein Gesichtchen war blaß, und seine Augen blühten zuweilen ganz wie die Augen eines Erwachsenen, und so groß waren sie, richtige Sterne.

Ununterbrochen erzählte er seiner Kinderfrau etwas und hob immer die kleine Hand dabei — seinen schwarzen Fausthändchen mit dem großen Daumling.

Aus all seinem Geplauder entnahm ich, daß er im Krankenhaus gelegen, und daß ihn jetzt die Kinderfrau nach Haus holte; er war als gesund entlassen. Eine Mutter hat er nicht, er lebt mit seinem Vater, aber, wie es scheint, nicht sehr vertraut. Der Vater tut irgendwas Dienst, ist Beamter. Der Junge wird von der Wärlerin betreut.

Schenja hat im Krankenhaus gelegen: er ist krank gewesen, und zwar schwer — sein Häuschen ist mit einem weißen Tuschentuch verbunden.

Was er auch gehabt haben möchte, Scharlach, Diphtherie oder sonst irgend eine gefährliche Krankheit, auf jeden Fall war es ihm anzusehen, nahe hatte ihn ein früher Tod gestreift.

Gefährlichster Gegner Helfferichs war Dr. Schacht, der nun bekanntlich auch wirklich auf Vorschlag des Reichsrats zum Reichsbankpräsidenten ernannt worden ist. Die deutschnationale Presselemente warf sich also auf diesen Konkurrenten, dem sie nicht nur die sachliche Eignung bestritt, sondern den sie auch durch dunkle Beschuldigungen und halbe Andeutungen persönlich unmöglich zu machen versuchte. Da sich diese Beschuldigungen als haltlos erwiesen, erfolgte Schachts Ernennung dennoch.

Die „Kreuzzeitung“ gibt aber das Spiel noch nicht auf. Sie hofft noch immer, Schacht durch einen Skandal stürzen und dadurch die Bahn für Helfferich freimachen zu können. Sie schreibt jetzt:

Herr Dr. Schacht ist noch immer Vorsitzender des Aufsichtsrats in der Evaporatorgesellschaft, deren Generaldirektor Witmu heißt. Herr Stresemann gehört allerdings auch diesem Aufsichtsrat an, was vieles erklären dürfte, auch die Haltung der „Zeit“. ... Auf alle diese Dinge haben wir schon hingewiesen. Sie bedürfen noch näherer Beleuchtung, um das System aufzudecken, mit dem unter Umgehung aller Einwände von berufener Seite, die sowohl dem Reichsrat als auch dem Reichsbankpräsidenten bekannt waren, und auf die sie vor ihrer Ernennung ausdrücklich hingewiesen worden sind, in diesem Falle bei der Begebung einer der wichtigsten Positionen in Deutschland gearbeitet worden ist. Noch manches andere wird dabei zur Sprache kommen, das die Angelegenheit Schacht in ganz besonderem Maße zeigen wird.

Die Bekämpfung von Korruptionsercheinungen — wo sie wirklich vorhanden sind — ist eine sehr wichtige Aufgabe. Wenn sie im Interesse der Reinigkeit des öffentlichen Lebens betrieben wird, verdient sie entschiedene Unterstützung. Hier aber wird in der skrupellosen Weise, die beinahe schon now ammutet, der angebliche Kampf gegen die Korruption in den Dienst eines scharf persönlich zugespitzten Machtkampfes gestellt. Nicht weil die „Kreuzzeitung“ um die Reinheit des öffentlichen Lebens besorgt ist, sondern einzig zu dem Zwecke, einen Mann niederzulegen, der ihren Aspirationen im Wege ist, greift sie zu dem Mittel der persönlichen Bekämpfung und Verächtlichmachung. Eine Anklägerin, die mit solcher Schamlosigkeit ihre eigentlichen Absichten enthüllt, kann sich nicht wundern, wenn ihre Behauptungen mit besonderer Vorsicht aufgenommen werden. Selbst wenn sie so richtig wären, wie sie nach der Ueberzeugung des Reichsbankpräsidenten und des Reichsrats falsch sind, würde die „Kreuzzeitung“ durch die ganze Begründung ihres Vorgehens den Ruf, den ihr schon Bismarck bestätigt hat, das unanständigste Blatt Deutschlands zu sein, aufs neue begründet haben.

Herrn Helfferich muß man aber zu der Art, wie der Kampf für ihn geführt wird, gratulieren. Zwar ist bekannt, daß sich sein Einfluß auf die deutschnationale Partei stark verringert hat, trotzdem würde, glauben wir, ihre Presse auf solche Methoden verzichten, wenn er dagegen entschiedenen Einspruch erhoben hätte. Wird aber dieser Kampf um seine Reichsbankpräsidentschaft mit seinem Einverständnis geführt, dann charakterisiert das Herrn Helfferich selbst. Es kann sich da leicht das alte Sprichwort bestätigen: Wer andern einen — Schacht gräbt, fällt selbst hinein.

Eine falsche Behauptung.

Genosse Hülsering schreibt uns: Die „Völkische Zeitung“ zitiert gestern einen Artikel aus den völkischen „Deutschen Stimmen“ über die Reichsbankgesellschaft Dr. Stresemanns. Es wird darin Bezug genommen auf Verhandlungen, die während des Kabinetts-Birch anlässlich der Anwesenheit von Vertretern der Reparationskommission in Berlin zwischen den Parteien der bürgerlichen Arbeiterschaft und der Sozialdemokratie über ein wirtschaftliches und sozialpolitisches Programm geführt wurden, an denen Herr v. Kaumer und ich beteiligt waren. Darin wird die Behauptung geteilt, aus „meiner Feder sei nach in einer S., als man kaum wagen durfte, vom Abbau des Achtsundentages zu sprechen, die erste Formulierung getroffen, die sich auf das Ende des Achtsundentages bezog“.

Schenja erzählte seiner Kinderfrau, wie im Krankenhaus zu einem kleinen Mädchen die Mutter zu Besuch gekommen wäre und vielerlei verschiedene Geschichten mitgebracht hätte — „Mädchen“. Und er hätte auch welche davon gegessen. Und es wäre sehr komisch gewesen.

Schenja erzählte so, als ob er eben, eben erst sprechen gelernt hätte, er beilegte sich schrecklich. Wollte alles berichten, was er gehört und gesehen.

Und er lachte — als er nämlich anfing, gesund zu werden, da war etwas furchtbar Komisches passiert! — er lachte und erzählte.

Und ich dachte, ohne die Worte aufzufassen, nur seinem Lachen lauschend: Wie schön und gut alles für ihn ist, wie schön und gut dieses unter ganzes Leben ist. Und spottet hat er davon, daß er nicht weiß, wofür damit. Wenn er alles wogepfente, es bleibe ihm immer noch genug!

Es bricht aus seiner Seele hervor, aus ihrer tiefsten Tiefe; und leuchtet aus seinen großen Augen — wie Sterne.

Und leuchtet mir gerade in die Seele — — —

Und es ist ganz und gar unwichtig, daß sein Vater irgendwelche Großen verdient, und daß seine Mutter im Haus ist, und daß ihre Wohnung eng und daß es kalt ist, ganz und gar unwichtig ist das —

Ihm ist die ganze Welt im Augenblick voller Sterne, die Sterne — sind sein Haus.

Und ich holte keine Luft auszustiegen, wäre gern immer nur so sitzen geblieben, hätte geschaut und geschaut.

Hätte auf ihn geschaut — auf seine offenen großen, großen Sternenaugen, die zum erstenmal das Leben erblickt hatten, auf sein Lächeln, auf sein weißes Halstuch.

Glücklicher! Wie war er glücklich!

Und für dies seine glücklichen Augenblicke — und für die meinen, meine glücklichen, segne ich unser unruhiges, bangbeklemmendes, trügerisches Leben, das uns unbekannt ist wie der Tod.

Das Evangelium der Armen.

In den langgestreckten, waldbumsterten Tälern des Erzgebirges, wo das deutsche Hungerelend und die deutsche Weihnachtspoesie daheim sind, waren zu der Zeit, als ich Kind war, die Nadelbäume in den Tannenwäldern nach nicht in Mode gekommen. In einer Ecke der niedrigen Stuben wurde der Weihnachtsgarten angepflanzelt. Aus dem Walde war das Moos geholt, das seinen grünen Nadeln bildete. Darum wendeten die mit der Hand aus Holz geschnittenen Schak. Bei ihnen standen die buntemaligen Hirten mit ihren Hunden. Hinter dem Garten flag an der Wand ein Berg hinauf, der war aus knorrigen Baumwurzeln, Rinden und Moos aufgebaut. Oben auf seiner Höhe stand ein Schloß. Das war zwar nur aus Pappe, doch seine Fenster waren ausgeschliffen und mit dünnem Papier verklebt. Dahinter brannte ein Licht. So strahlte das Schloß in die Nacht hinaus. Auf der Straße, die vom Berg in das Tal herabführte, kamen die Knechte des Herodes daher. Man sah es an ihren schrecklichen Gesichtern und den vorgehoffenen Eplehen, daß

Daran ist nur richtig, daß damals niemand, am wenigsten ich, vom Abbau des Achtsundentages gesprochen hat. Es handelte sich um eine Formulierung, die bei voller Aufrechterhaltung des Achtsundentages, die von mir wie von meinen mitverhandelnden Parteifreunden als außer Diskussion stehend betrachtet wurde, die Möglichkeit von tarifmäßigen und geschlechtlich bestimmten Ausnahmen abgrenzen sollte. Die Formulierung war nur eine vorläufige, für die die Zustimmung sowohl der Fraktion als auch der Gewerkschaften ausdrücklich vorbehalten wurde. Praktische Bedeutung hat sie nie erlangt, während die sonstigen Verhandlungen für die Formulierung der bekannten Novembernote Birchs an die Entente mitbestimmend gewesen sind. Dem Übrigen möchte ich bemerken, daß ich selbstverständlich für den Abbau des Achtsundentages meine Zustimmung nicht gegeben hätte.

Die falsche Fremdenpolitik.

Man schreibt uns:

Schon vor dem Kriege bestand bekanntlich in der deutschen Landwirtschaft eine starke Nachfrage nach polnischen Landarbeitern, den sogenannten „Sachsengängern“. Während des Krieges wurde diesem Bedürfnis in der Weise entsprochen, daß die deutschen Okkupationsbehörden zahlreiche Landarbeiter aus Polen zwangsweise nach Deutschland abschieden. Viele von ihnen verblieben an den Orten ihrer Beschäftigung, da die Rückreise mit Rücksicht auf die Verkehrsverhältnisse und die prekären wirtschaftlichen Verhältnisse nicht bewerkstelligt werden konnte. Durch eine Verordnung vom 6. Dezember hat nun das medienburgische Ministerium verfügt, daß die ausländischen Landarbeiter spätestens bis zum 15. Dezember, demnach in 9 Tagen, das Land zu verlassen haben. Die Rückreise darf erst am 15. Februar kommenden Jahres erfolgen.

Durch diese Verfügung wurden 15 000 Arbeiter mit 5000 Kindern und älteren Familienmitgliedern gezwungen, ihre Heime aufzulösen und totos sowie lebendes Inventar zu Schleuderpreisen zu verkaufen. Von dieser Zahl waren 95 Proz. polnische Staatsangehörige, den Rest bildeten hauptsächlich deutsche Kolonisten aus Böhmen.

Die Abschiebung der Arbeiter an die polnische Grenze erfolgte in ebenja planloser wie rücksichtsloser Weise. Für die Abreise sollte die Station Güstrow geschlossene Transportzüge bereitstellen. Bis zum 15. Dezember hatte der Stationsvorstand jedoch keinerlei Verfügung erhalten. Auch die Dienststelle der Deutschen Arbeitervereine in Güstrow hat vollständig verlagert. Man ließ Hunderte von Arbeitern mehrere Tage lang auf dem Bahnhof liegen.

Die medienburgische Regierung hat es unterlassen, die polnischen Konsulate in Deutschland von der beabsichtigten Massenabschiebung zu benachrichtigen. Den Arbeitern wurde keine Möglichkeit geboten, sich Grenzpostämter bei den Konsulaten zu befragen, so mußten alle an der polnischen Grenze wiederum liegen bleiben. So kampierten an den Grenzstationen Jamina und Kreuz ungefähr je tausend Arbeiter auf offener Straße. Die Arbeitergeber hatten den Arbeitenden, trotzdem sie hierzu verpflichtet waren, keine Reisekosten bezahlt, in der Annahme, daß die zwangsweise Abschiebung unentgeltlich erfolge. Die polnischen Konsulate verfügten ebenfalls nicht über genügende Geldmittel, so daß viele Arbeiter von der Grenze an noch ihre Heimatsorten zu Fuß wandern mußten.

Weshalb Interventionen entsprechend, hat das Auswärtige Amt die medienburgische Regierung dringend gewarnt, die Verfügung durchzuführen. Diese Warnung blieb jedoch erfolglos, da noch immer weitere Transportzüge im Anrollen sind.

Jetzt hat die polnische Regierung gegen diese harte Behandlung ihrer Staatsangehörigen Reklamationen angehängt. Wollte sie wirklich, wie behauptet wird, Deutsche in gleicher Zahl aus Polen ausweisen, so müßte die Folgen katastrophal. Jedenfalls muß einmal, und zwar so bald wie möglich, die grundsätzliche Frage geklärt werden, ob es weiter den Vätern gestattet werden kann, durch eine verkehrte Fremdenpolitik die Interessen des Reichs auf das empfindlichste zu schädigen.

mit ihnen nicht zu sprechen war. Sie suchten den neugeborenen Besuchern, aber sie fanden ihn nicht. Das Kind lag wohlgeborgen in seiner Krippe, da unten am Berg, in einer Grotte, die den Hirten als Stall diente. Die Mutter Maria sah dabei; Vater Josef, der Zimmermann, hielt sich etwas im Hintergrund, wo auch sein treuer Hund stand. Von draußen kam eben Besuch herein: die Hirten und die drei Weisen waren im Anzug. Im Stall war es ganz hell, denn ein Licht, das den Stern von Bethlehem vorstellte, brannte gerade über der Krippe.

Wenn ich diese Herrlichkeiten, die mein Väterlein mit nimmermüden Händen aufgebaut hatte, heute noch einmal vor mir sehen würde, könnte ich es vielleicht doch nicht unterlassen, ein Gleichnis daraus zu machen und zu sagen: Seht, dort oben steht das Schloß des Herrn Sinnes, der ein mächtiger Herrscher ist im Weltreich des Kaisers Kapitalismus; hier unten aber wohnen die armen Leute, deren einziger Reichtum ein Kind ist. Darum heißen die Vorkämpfer der Welt aber geweiht wurde, daß durch ein Kind, das in solcher Stille geboren würde, ein neues Reich kommen soll, und sie dort oben ängstlich geworden um ihre Macht. Nun sind die Verfolger unterwegs, die das Kind umbringen sollen. Aber sie reiten in der Erde und finden es nicht. So viel sie auch idlen und Unheil anrichten, das neue Reich wird doch kommen. Es ist schon da, wenn auch in Armut und Dürftigkeit. Aber es wird wachsen und sich über die ganze Erde ausbreiten. Keine Gewalt kann es daran hindern, denn es ist stärker als alle Gewalt...

Soll ich das Gleichnis noch weiter ausbauen? Ich glaube, es ist nicht nötig. Und ob ihr nun statt des Weihnachtsgartens auch nur noch einen Weihnachtsbaum oder nur ein Zweiglein davon habt, ihr armen Kinder von heute, die Hauptfrage bleibt doch, daß etwas hoffnungsvolles Waldeserlein in die Stuben hereinkommt und ein Licht, das in die dunkle Zukunft hineinstreut. — Aber den Großen muß ich dabei auch noch eins verraten: der Wunderknecht von Bethlechem, er ist heute noch zu sehen! Wenn ihr ein Kind habt (wenn ihr keine habt, müßt ihr es machen wie die Hirten und Weisen, nämlich dorthin gehen, wo Kinder sind), dann braucht ihr ihm nur in die Augen zu schauen, sobald es in den Dämmerung der Weihnachtsferien blüht. Auf dem Grunde solcher Kinderaugen spiegelt sich der Stern, der heute nacht wieder allem Volk aufgehen wird.

Der Wite vom Walde.

Die festlichen Weihnachtsbäume. Wir sind an diesem Weihnachtsfest schon froh, wenn wir ein beheldenes Sämdchen mit Toppeln und Nüssen und etwas buntem Filzler aufspitzen können. Aber die Leute, die es dazu haben? Legen sie sich nicht mit so schicklichem Schmuck, sondern haben selbst bei diesem Anlaß mit ihrem Reichtum prunken. So hören wir denn alljährlich von höchst kostbaren Ausschweifungen des Christbaums, und besonders die Dollarskönige in dieser Hinsicht sehr erstaunlich gewesen. Der Amerikaner William Jones Clements, der ein riesiges Vermögen auf den Goldfeldern gefunden hatte, räumte sich den festlichen Weihnachtsbaum besetzen zu haben. Der Baum, den er für seine Feiern im Lafayette-Hotel in New York aufstellen ließ, kostete ihm nicht weniger als 100 000 Dollar, denn jeder Zweig des Tannenbaums war mit einem Goldschmuck geschmückt; die Lichter bedienten in aus Gold gefertigten Leuchtern und der Baumständer war durch einen Berg von Zwanzigpfundgoldstücken verdeckt. Einen nicht

Gewerkschaftsbewegung

Friede auf Erden?

Wieder hören wir die Botschaft, doch uns fehlt der Glaube. Wo ist Frieden? Den Frieden, den das Versailler Diktat zulässt, sehen wir am Rhein, an der Ruhr und in der Saar. Das ist eine Fortsetzung der Kriege mit anderen Mitteln. Aber auch dort, wo der Herr Polnarski nicht hinreicht, dort, wo man die alte Ordnung kultiviert, an der Saar, ist kein Frieden. Im Gegenteil, die Revoluzzer ist dort größer denn je. Die Wöllischen, die der Republik Urfehde geschworen haben, rüsten gegen den inneren Feind und sind im Zweifel, ob sie gleichzeitig gegen den äußeren Feind rüsten oder schließlich einen Pakt mit ihm schließen sollen, um desto erfolgreicher zunächst den inneren Feind, das industrielle Proletariat, niederzuküpfen. Ihren Hakenkreuz-Feldzug wollen sie unter der Parole führen: „Gegen den Marxismus!“ Einstweilen aber haben unsere Antimarkisten noch einiges zu tun, um ihre auseinandergeratenen Richtungen friedlich zu vereinen.

Auch auf wirtschaftlichem Gebiet ist kein Frieden. Die gemeinsame Wurzel des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Unfriedens liegt in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Dieser Ordnung, die gegenwärtig auf Abbau eingestellt ist, hat zum Feste der Viele Millionen fleißiger Arbeitshände zum Müßiggang verurteilt, ihnen die Arbeit entzogen, auf der ihre Existenz beruht, das Wohlergehen ihrer Familien angehört. Nicht Stunden Arbeit sei zu wenig, deshalb müsse zunächst vollständig gefeiert oder verkürzt gearbeitet werden. Ein Teil der Arbeitnehmererschaft ist total abgebaut, aus dem unmittelbaren Kampfe ausgeschaltet, der dem übrigen Teil aufgebrängt wird, um ihn zu zwingen, um längeren Lohn länger zu arbeiten. Die wenigen freien Stunden, die dem Arbeitnehmer für sich und seine Familie beim Christentag bleiben, sind dem Unternehmertum zuviel. Es will noch mindestens die Hälfte davon in seinem Interesse verwendet wissen, und damit der Arbeiter nicht etwa glaubt, zur Fristung seiner Existenz genüge ein Arbeitstag von acht Stunden ohne Pausen und Wege, werden die Löhne abgebaut, um ihn zu beweisen, daß er länger fronden muß, wenn er sich mit seiner Familie zetteln will.

Auch die sozialen Fürsorgemaßnahmen werden abgebaut, die auf ihren Ausbau gerichteten Entwürfe beiseite gelegt, bis sie vergessen und verstaubt oder im gegenteiligen Sinne umgefälscht sind. Die Eigentümern der kapitalistischen Ordnung, unter der kein Frieden auf Erden sein kann, beschuldigen uns Marxisten als Friedensstörer, weil wir der Zufriedenheit entgegenwirken, die kaffenden Gegensätze aufzeigen, anstatt zuzusehen, wie sie verkleinert werden oder an ihrer „Ueberbrückung“ mitzuhelfen. Mit wie wenig im Verhältnis zu dem, was die Zufriedenheit der Besitzenden ausmacht, wäre die große Masse des Volkes zufrieden, wenn es ihr der Kapitalismus nicht vorenthielte! Aber ihr alles zu nehmen und odernieren in ihr Zufriedenheit fordern, das führt nicht zum Frieden. Wir haben keinen Frieden!

Da der Frieden auf Erden nicht Wirklichkeit, nehmen wir ihn als Verheißung für alle, die eines guten Willens sind. Dann ist der Friede unser Ziel. Denn wir erstreben einen gesellschaftlichen Zustand, der für Massenentfaltung keinen Raum hat. Wir sind des guten Willens zum Frieden zwischen den Völkern, zum Frieden zwischen den Menschen. Deshalb bekämpfen wir die kapitalistische Wirtschaftsordnung, der das Leben des einzelnen Arbeitnehmers nichts gilt, die nur auf Profit bedacht ist und in den besthohlenen Menschen nur Arbeitshände, Arbeitswerkzeuge sieht, die ein notwendiges Übel sind, da sie lebendig und schwerer zu dirigieren sind als maschinelle Werkzeuge.

Wir erstreben einen Gesellschaftszustand, in dem jeder, der nach bestem Können und besten Kräften arbeitet, in der Arbeit Zufriedenheit findet und daraus auch die Mittel gewinnt, als Mensch zu leben; nicht nur den Magen zu füllen, sondern teilzunehmen an allem, was Natur und Kunst, was Kulturfortschritt der Menschheit an geistigen Genüssen bieten.

Wie übel wird heute den zu alt Gewordenen mitgespielt! Nachdem sie ein Menschenalter hindurch fleißig gearbeitet und ihre Kraft und Gesundheit, ihr ganzes Leben im Dienste des Kapitals verbracht haben, sind sie überflüssig. Wie unsagbar kümmerlich müssen sich unsere Alten für den Rest ihrer Tage durchs Dasein schleppen — ein Spiegelbild der Zukunft der Jungen. Ihnen fehlt der größte Teil des Wenigen, dessen sie noch bedürfen, um ihren Körper aufrechtzuerhalten, so daß sie weit rascher, als es das Alter mit sich bringt, zu menschlichen Ruinen werden, körperlich und geistig verfallen. Und doch haben diese Alten gelebt, vielfach besser als unsere Jugend seit dem Kriege. Ist das Ordnung, ist das Frieden, daß unsere Jugend zum größten Teil unterernährt ist, daß ihr die notwendige Nahrung zum Körperaufbau fehlt? Wie vielen Kindern fehlt heut am Fest der Liebe ein wenig Freude, selbst das Wenige, was ein armes Kinderherz froh machen kann?

Wir verheißten auch der Jugend und dem Alter eine bessere Zukunft. Nicht weil wir sie erblassen, weil wir sie erarbeiten. Weil uns die kapitalistische Ordnung dazu zwingt, einen Ausweg aus ihr zu finden, weil uns die Menschenliebe dazu drängt, unermüdet im sozialistischen Sinne zu wirken in unseren Gewerkschaften, in unserer Partei. Alle Kräfte müssen sich regen, alle müssen dem gesteckten Ziele dienen, Schritt für Schritt ihm zustreben. Die Kämpfe sind schwer, der Weg ist noch weit. Um so weniger dürfen wir verzagen und verzweifeln, um so mehr müssen wir in jäher Ausdauer einmütig unseren Weg gehen, uns nicht auf Nebenwege abdrängen lassen. Gehen wir unseren Weg, unbelümmert um alle Hemmnisse und Birnisse; er führt zum Ziel. Unser Kampf gilt dem Frieden, Einigkeit macht uns stark!

Schritt ihm zustreben. Die Kämpfe sind schwer, der Weg ist noch weit. Um so weniger dürfen wir verzagen und verzweifeln, um so mehr müssen wir in jäher Ausdauer einmütig unseren Weg gehen, uns nicht auf Nebenwege abdrängen lassen. Gehen wir unseren Weg, unbelümmert um alle Hemmnisse und Birnisse; er führt zum Ziel. Unser Kampf gilt dem Frieden, Einigkeit macht uns stark!

Der Weihnachts-„Engel“ im Großhandel.

Er ist noch einmal eingeklehrt. Die unter Tarifbruch zum Teil vollzogene Reduzierung der Löhne der Handelsarbeiter um 10 Proz. genügt nicht. Es sollen nach einem neuen Rundschreiben des Groß-Berliner Arbeitgeberverbandes des Großhandels am kommenden Sonntag abermals zehn Prozent, wieder während der Vertragsdauer, in Abzug gebracht werden. Gleichzeitig sind mit demselben Rundschreiben die bereits angeordneten rückwirkenden Maßnahmen den Mitgliedern zur Pflicht gemacht, und zwar:

a) Es müssen alle Betriebe, in denen Kündigungsfristen mit den Arbeitern bestehen, den Arbeitern das Dienstverhältnis zum Zwecke der Abänderung der Kündigungsfrist kündigen. Da in den meisten Gruppen Kantellarie noch bis zum 31. Dezember laufen, muß die Kündigung zwar sofort, aber frühestens mit Wirkung vom 31. Dezember 1923 ausgesprochen werden.

b) Soweit eine kürzere als 14tägige Kündigungsfrist besteht, haben die Betriebe den Arbeitern sofort mit Wirkung auf den 31. Dezember zu kündigen.

Bei der Kündigung ist sämtlichen Arbeitern bekanntzugeben, daß sie das Dienstverhältnis unter den bisherigen Bedingungen jedoch unter Ausschluß einer Kündigungsfrist fortsetzen können. Falls die Arbeiter sich nicht bereit erklären, muß der Betrieb mit einer Erhebung dieser Arbeitskraft mit Ablauf der Kündigung rechnen. Im Falle der Weigerung von Betriebsräten ist dem Arbeitgeberverband Mitteilung zu machen. Es wird durch ihn dann das weitere veranlaßt werden. Spätestens am 6. Januar 1924 ab dürfen sämtliche Arbeiter in den Betrieben nur noch unter Ausschluß der Kündigungsfrist sein.

Und siehe, ich verkünde euch frohe Botschaft. — Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Es ist anzunehmen, daß auch dieses für das Handelsgewerbe geradezu verhängnisvolle Vorgehen des Arbeitgeberverbandes von seinen Mitgliedern nur im geringen Umfange befolgt wird. Die Arbeiterschaft ist jedenfalls fest entschlossen, den ihr hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Die Handelsarbeiter werden gemeinsam mit den Angestellten zu dieser Frage Stellung nehmen und zu dem ihnen aufgezwungenen Kampf rufen.

Scharfmacherei in der Berliner Metallindustrie.

Da so viele Arbeiter jetzt überflüssig sind, muß der Arbeitstag beschnitten und auch sonst jede Stunde genützt werden. Wie in anderen Betrieben wurde auch in der A.G. Oberschöne-weide (Automobilgesellschaft) dem Arbeiterrat 14 Tage vor Weihnachten mitgeteilt, daß man beschloßen habe, der Arbeiterschaft Gelegenheit zu geben, den Lohnausfall durch die Feiertage weitzumachen durch Leistung von freiwilligen Überstunden. Die tarifliche Überstundenzulage von 25 Proz. soll jedoch für diese freiwilligen Überstunden nicht gezahlt werden. Die Arbeiterschaft lehnte deshalb die Leistung der Überstunden ab. Immerhin fanden sich 300 von den 3000 Arbeitern, die den verlockenden Sirenenstimmen der Firma folgten. Und auch sie nur, weil von den Vorgesetzten ein sanfter Druck ausgeübt wurde.

Am Sonntagabend vor Weihnachten erhielten nun die Überstundenwilligen einen Vorstoß von 10 M., die übrigen Arbeiter nichts. Einige in besonderer Not befindliche Familienmitglieder bemühten sich ebenfalls um einen Vorstoß. Statt dessen bekamen sie die Antwort: „Hätten Sie Überstunden gemacht, bekämen Sie ebenfalls Vorstoß, so aber bekommen Sie nichts!“

Also: Zunderbrot und Peitsche! Nun, die betreffenden Arbeiter werden auch ohne Vorstoß die Feiertage verleben. Daß aber durch solche Raubzüge eine tiefe Verbitterung zu dem Unmut über die ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse hinzukommt, scheint den Herren nicht recht zum Bewußtsein zu kommen, da sie sich augenblicklich auf dem Gipfel ihrer Macht fühlen. Nun, die Zeiten ändern sich. Die einzig richtige Antwort aber, die die Arbeiter schon jetzt geben können, ist, wieder Selbstvertrauen zu fassen, ihre Gewerkschaften zu stärken, der einheitlichen Arbeitgeberfront die geschlossene Front der Arbeiterschaft gegenüberzustellen.

Fort mit dem Haber untereinander! Seid einig!

Ein schlechter Trost.

Die B. bringt folgende Empfehlung für einen Teil der Abgebauten bei der Reichsbahn:

„Durch die Verminderung des Reichsbahnpersonals auf Grund der Abbauperordnung werden auch Beamte, Angestellte und Arbeiter betroffen, deren Leistungen durchaus befriedigend. Es entspricht daher der Billigkeit, auf diesen Umständen bei der Bewertung von Einstellungsgelegenheiten solcher ohne ihr Verschulden Entlassenen Rücksicht zu nehmen.“

In diesem Lob liegt einmal ein Gefeilschritt für die große Mehrzahl der Abgebauten, im übrigen aber können sich die für Einstellungsgelegenheiten empfohlenen Abgebauten, selbst wenn sie in irgendeiner Weise eine Bestätigung darüber in Händen hätten, daß gerade ihnen die Empfehlung ihrer bisherigen Behörde gilt, gegenwärtig nichts damit anfangen. Diese „Verlautbarung“ ist also ziemlich überflüssig und in ihrer ungeschickten Form für die entlassenen Beamten, Angestellten und Arbeiter in ihrer Mehrzahl obendrein beleidigend. Alles in allem, ein schlechter Trost.

„Weihnachtsfreude“ für Bankbeamte.

Man schreibt uns: Seit Tagen ging bei den Angestellten der Berliner Großbanken die Kunde um, daß an Stelle des verweigerten Weihnachtsgeldes wenigstens ein Vorstoß bezahlt würde. Klein, die Rechnung war ohne die Unternehmer gedacht! Als gestern die Beamten der Zentrale einer D-Bank zu Hunderten vor den Türen der Direktoren stürmisch einen Vorstoß begehrten, wurde ihnen gedroht, entweder sofort auseinander zu gehen — oder man würde Schupo zu Hilfe rufen. —
„O du fröhliche, o du selige...“

„Völkische Gemeinheit“.

Mit dieser Ueberschrift mußten wir eine Abwehr der „Deutschen Zeitung“ in unserer Mittwoch-Abendausgabe verlesen. („Vorm.“ Nr. 592.) Inzwischen konnten wir feststellen, daß die „ganz zuverlässige Mindener Quelle“ die „Mindener Zeitung“ ist, die in Wirklichkeit eine sehr trübe Quelle ist. Am 19. Dezember brachte die „Deutsche Zeitung“ ihren Anwurf gegen die Gewerkschaften, worin sie sich über „Korruption“ fälschlich entließ, weil sich fünf Gewerkschaftsangehörige in Minden gewungen haben, sich in die Liste der Erwerbslosen eintragen zu lassen. Die „Mindener Zeitung“ hatte ihre Anwürfe schon am 22. November und am 1. Dezember gemacht, und unter Mindener Parteigang, die „Weser-Post“, hat bereits am 8. Dezember die übrigen Unterstellungen zurückgewiesen.

In einigen Verbänden waren in Minden bis zu 75 von 100 Mitgliedern teilweise und gänzlich arbeitslos. Mit Recht schrieb die „Weser-Post“:

„Wenn infolge der Wirtschaftskrise Handel und Industrie Arbeiter und Angestellte entlassen, wenn sogar Arbeitgeberorganisationen ihre Geschäftsführer entlassen und sich dazu noch aufblenden mußten, wenn fast alle Menschen, soweit sie nicht Schieber und Wucherer sind oder ihnen sonst eine trübe Quelle fließt, und alle Körperschaften und damit auch die Gewerkschaften aller Richtungen — nicht bloß die freien — unter der Ungunst der Zeitverhältnisse schwer leiden, so gehört ganz er hat dazu, um ausgerechnet über die freien Gewerkschaften die abernen, bössartigen Glossen zu machen, wie es die „Mindener Zeitung“ tut.“

Wenn nun die von der vorübergehenden Arbeitslosigkeit betroffenen Gewerkschaftsangehörigen anderswo nicht sofort neues Einkommen beziehen könnten — von 5 Gewerkschaftsangehörigen, die Unterstützung erhielten, bezogen 2 die nur für wenige Tage —, so kann ihnen doch ein halbwegs vernünftiger Mensch nicht das Recht abprechen, von den geschlossenen Einrichtungen genau so Gebrauch zu machen, wie all die tausend Arbeiter, Angestellte, selbständige Gewerbetreibende und selbständige Handwerksmeister, die ebenfalls durch die Ungunst der Verhältnisse dazu gezwungen wurden, infolge vorübergehender Arbeitslosigkeit Arbeitslosenunterstützung in Anspruch zu nehmen.

Wenn nun wiederum die „Mindener Zeitung“ unter Tausenden von Erwerbslosenunterstützung Beziehenden die wenigen Gewerkschaftsangehörigen herausgreift und über diese in der niedrigsten Art schreibt, wie in ihrer Nr. 59, so beweist das wiederum ganz klar die Absicht der vollkommenen Verleumdung. Wir erwarten von der „Mindener Zeitung“ nicht, daß sie die Wahrheit darüber sagt, weshalb die Unterstützung an die arme Ruhrbevölkerung eingestellt werden mußte, sonst müßte sie ja sagen, daß 80 Proz. der Reichs-Unterstützungs-Milliarden in sehr trübe Bäche fließen und daß die arme leidende Bevölkerung betrogen wurde, von Kreisen, die der „Mindener Zeitung“ näher stehen als den Gewerkschaften.“

Auch wir können von dem Raurendreher-Blick nicht erwarten, daß es nunmehr über seine „ganz zuverlässige Mindener Quelle“, die in der „Weser-Post“ eine vernichtende Charakterisierung erfährt, preisgibt und den Vorwurf der Korruption gegen das ganze System und die Gewerkschaften in Minden zurücknimmt. Dieser Vorwurf, der mit auf den „Vorwärts“ bezogen wurde, ist und bleibt jedenfalls eine „völkische Gemeinheit“ gegen uns. Nicht die einzige und nicht die letzte.

Die „Sattler-, Tapezerei- und Porzellan-Zeitung“ gibt in ihrer soeben erschienenen Ausgabe bekannt, daß sie mit Beginn des neuen Jahres wieder regelmäßig und zunächst 14tägig in einem Umfang von vier Seiten erscheint. Die bisherige Neubürgerung des Bezugsgebietes findet allerdings nicht mehr statt. Der Bezugspreis beträgt aber für den Monat nur 10 Pf. und erwartet der Verbandsvorstand, daß sich die größte Teil der Mitglieder an dem Monatsabonnement beteiligen. Bestellungen für Monat Januar sind sofort bei dem zuständigen Postamt aufzugeben.

Deutscher Verkehrsbund (Transportarbeiterverband) Bezirksverwaltung Groß-Berlin.

Konferenz der beteiligten Funktionärskreise am Sonntag, den 24. Dezember 1923, vorm. 9 1/2 Uhr, in den Reibhaus-Gebäuden, Landwehrweg 31. Zutritt erhält, wer sich durch sein Mitgliedsbuch und die Funktionärskarte legitimieren kann; ohne Anwesenheit Zutritt nicht gestattet. Die Verkehrsamtmitglieder werden ersucht, die Funktionäre ihres Betriebes auf diese Veranstaltung aufmerksam zu machen. Alle Vertrauensleute haben bestimmt zu erscheinen.

Gewerkschaft, Kochgruppe St.- und Gipsbau. Nachdem das Verhandlungen zwischen den beiden Organisations durch Besetzung von Gold-Plänen aufgehoben ist, die Lohnzahlung nach § 6 Abs. 3 des Tarifvertrages wieder vorzunehmen. Des weiteren werden wir die Kollegen auf die Mitbestimmungsverammlung am Freitag, den 27. Dezember, abends 6 1/2 Uhr, im Gewerkschaftshaus aufmerksam. Das Mitgliedsbuch legitimiert. Wir ersuchen die Kollegen, unsere Mitglieder auf diese Veranstaltung aufmerksam zu machen. Die Gruppenleitung.

Verantwortlich für Politik: Graf Reuter; Wirtschaft: Felix Schermer; Gewerkschaftsbewegung: A. Steiner; Revolution: Dr. John Schilomski; Soziales und Sozialismus: Fritz Korbach; Auswärtige: Dr. Blader; Sozialismus in Berlin. Verlag: Vorwärts-Berlin G. m. b. H. Berlin. Druck: Vorwärts-Verlagsdruckerei und Verlagsanstalt „Vost“ Sauer u. Co. Berlin S. B. 66. Unter den Eichen 2. Hierzu zwei Beilagen und Unterhaltungsbeilage „Prinzeß“.

Preußische Goldschahanweisungen
Diskont 5 %
Kurzfristige wertbeständige Kapitalanlage.
Laufzeit: 1 bis 3 Monate.

Einzahlung und Rückzahlung in Papier- oder Rentenmark auf Grund der letzten amtlichen Berliner Notiz für Auszahlung New York vor dem Zahlung- bzw. Fälligkeitstage.

Stärke von 10 Goldmark bis 5000 Goldmark. 1 Goldmark = 10/42 Dollar.

Die Schahanweisungen können vom 10. Tage vor der Fälligkeit ab auf Forderungen des Preussischen Staates aus Steuern oder Verträgen, soweit diese auf Goldbasis gestellt sind, in Zahlung gegeben werden.

Die Abgabe erfolgt durch die Preussische Staatsbank (Seehandlung) in Berlin W. 66, Markgrafenstr. 33, welche auch ein Merkblatt über die Schahanweisungen, in dem alle näheren Einzelheiten aufgeführt sind, auf Wunsch kostenlos versendet. Kaufaufträge werden auch von allen übrigen deutschen Banken und Bankiers sowie von den Sparkassen entgegengenommen.

Berlin, im Dezember 1923.

Preussische Staatsbank
(Seehandlung)

Nur allerbeste Qualitäten! Flotte Formen!

Ausnahmepreise für Pelz- und Plüschmäntel!

Plüschmäntel auf la Damasséfutter	185,-	126,-
Pelzmäntel, sehr lang, la Felle u. la Futter	750,-	658,- 498,-
Echte Wollplüschmäntel, Garantie 5 Jahre	90,-	78,-
Krimmermäntel beste Mohär-Qualität	89,-	
Ulster la, beste Ausführungen in 3 Serien	48,-	36,- 24,-
Astrachanmäntel		45,-

Ein großer Posten Strickwesten und Strickjacken für Herren u. Damen zum Ausschuss
23 1/2 18,- 9 1/2 27,- 22,- 15,- 9 1/2

Wir führen keine Reklamewaren. — Nur allerbeste Qualitäten.

Deutscher Metallarbeiter-Verband
Kühnung! Rohleger Kühnung!

Mittwoch (2. Weihnachtstelerstag), vorm. 10 Uhr, im Hotel von Reuter, Unter den Eichen 100.

Verjammung
der Heizungsmonitore, Gas- und Wasserrohrleger, sowie Helfer, welche auf Montage arbeiten.

100/14 Die Ortsverwaltung.

Allgemeine Ortskrankenkasse für Berlin-Lichterfelde.
Am 1. Dezember 1923 rückwirkend werden die Beiträge für die Dauerangehörigen herabgesetzt in der Höhe, daß die Vorauszahlungen nicht mehr der Gruppe 3 sondern Mitglieder der Gruppe 2 gezahlt werden. Im allgemeinen werden die Beiträge ab 1. Januar 1924 auf 9 Proz. des Lohnes bzw. des tatsächlichen Entgelts bis auf weiteres herabgesetzt. Der Höchstgrundlohn wird von jetzt bis auf weiteres mit 600 000 000 000 M. herabgesetzt, dadurch fallen die Klassen 7 bis 10 fort.

Berlin-Lichterfelde, 22. Dezember 1923.
Der Vorstand 100 5
O. Gehert, 2. Vorst. F. Hauberg, Schriftf.

Achtung! Marken-Zigaretten
weit unter Tagespreis, Vertrieb von
JEDER KENNER RAUCHT KRIS
Zigaretten, stets großes Lager, reelle Bedienung, Lager-Besuch löhndend.
Kaufmann-Gesellschaft J. Katsam, Friedrichstr. 25.

Wir kaufen jeden Posten ausgekämmte
Frauenhaare
einwandfreie Ware zum höchsten Tagespreis.
Haarverwertung A.-G., Belle-Alliance-Pl. 12/1.

Westmann
1. Geschäft: Berlin W 8, Mohrenstr. 37a 2. Geschäft: Berlin N 6, Gr. Frankfurter Str. 115

Marken-Zigaretten
Tabak-Zigaretten GARDAY, HALLPAUS, CONSANTINI, KARLITZ, AVRAMIKOS, MURATI, GIABU, TAGSPR. ARNO GERNER, Tabakwaren-Großhandlg., Werftstr. 21, Teleph. Moabit 2114.
Kundenkarte-Fabrik-Verlag.

Zwischen Menschen und Häusern.

Ein Weihnachtsgang durch Berlin von Nord nach Ost, von Ost nach Süd, von Süd nach West.

Es ist nichts Neues und bedeutet keine Offenbarung mehr, daß sich Weihnachten in unserer guten, vielbesetzten Stadt doch ein wenig anders kennlich macht, als es in den Hauptzentren seines Verkehrs dem unbefangenen Beobachter erscheinen mag. Nein, diese Zentren sind keine Spiegel und keine Vergrößerungsgläser, durch die man die Dinge, vielmehr etwas verzerrt, aber doch wiedererkennen könnte. Das Zentrum der Promenade und des Geschäftsverkehrs ist lediglich die gute Stube, die manche Leute nur mit steifem Rücken und auf Fußspitzen betreten. Die gute Stube, in der zu weilen sich jeder einmal leisten will, und das besonders in einer Zeit, wo diese Stube ein wenig festlicher als sonst geschmückt ist, einige Richter und einigen Glanz zeigt, viel Bildhaftes und Schmückendes, das die abgerissenen Tapeten und die Löcher in der Wand verdeckt. Berlin zu Weihnachten zu sehen, es unter den Zweigen des verkrüppelten Strauchbesens zu beobachten, der aus diesen und jenen Gründen heuer bei uns den Weihnachtsbaum darstellt, ist eine Sache, die einige Mühe und Zeit erfordert. Sie wurde an diesem Weihnachtsfest unternommen, da heute alles darauf ankommt, falschen Bildern und verfliegenen Märchen das nackte Spiegelbild der Dinge, wie sie wirklich sind, gegenüberzustellen. Der Weg, den der Wanderer einschlug, um Berlin zu Weihnachten zu sehen, ist durch die feilen Linien auf der Karte erkennlich. Und es ist auch zu sehen, auf welche Stadteile sich der Weihnachtsglanz verteilt und wo die Finsternis der Not beginnt.

Frankfurter Allee / Kottbuser Damm.

So wie man Seite für Seite eines Buches umschlägt, wiederholt sich das Bild der Kleinhandelsstraßen von Straße zu Straße. Rein, das sind keine Händler, die ihren Beruf darin finden, Tag für Tag dies und das mit Profit zu verkaufen. Es sind jene Ausgestoßenen aus den Werkstätten, Fabriken und Kantoren, die die Arbeitslosigkeit auf die Straße wirft, die gezwungen sind, alles zu ergreifen, was auch nur die geringste Hoffnung auf einen Verdienst übrig läßt. Sie sind es, die diesem Weihnachtsfest den wahren Stempel ihrer Not aufdrücken. Nie zuvor hat es in Berlin ein solches Ueberangebot der unmöglichsten Dinge auf den Straßen gegeben. Nie zuvor war die unaussprechliche Wahnung, um Himmels willen etwas zu kaufen, so furchtbar drohend und den Passanten auf jeden Schritt verfolgend wie in diesem Jahre! In der Großen Frankfurter Straße stehen diese Gestalten der Sorge nicht nur auf der Straßenseite des Bürgersteiges, nein, auch auf der Hausseite drängen sich die Grüppchen. Hier steht das Allerärmste und bietet feil, was ihm von Armen, die gegenüber

Kreuzbergviertel in der Gegend der Dorckstraße ist auch verläßt. unweihnachtlich. Erst an der Potsdamer Straße, am Winterfeldt- und Rastendorfsplatz entsteht das, was man in Berlin „Betrieb“ nennt. Die Kreutzstraße ist Luftstätt und Luftstrom, bis hinter dem Wittenbergplatz sich alles zu dem Band des Glanzes vereinigt, das unter dem Namen Tauentzienstraße mehr in der Vorstellung als in der Wirklichkeit wirkt. Auch hier Händler, auch hier kleinster Boden aus kleinstem Raum, auch hier Leute, die sich die blaugefrorenen Hände reiben. Aber doch ein anderer Schlag. Die Not, die sich hier bietet, ist nicht mehr so stumm. Es ist eine winselnde Not und doch nicht halb so schlimm wie jene im Norden und Osten. Hier wird beim Verkaufen von der Not erzählt. Hier wird gekammert. Man will es denen, die vorübergehen, vor Augen führen, daß sie verpflichtet seien, aus ihrem Reichtum die anderen zu stützen. Es ist gewissermaßen die Bloßstellung des Glanzes unter dem Tannenbaum. Betelnde Frauen mit Kindern, Frauen, die dem Wanderer eine Streichholzschachtel in die Tasche stecken und dazu sagen: „Nicht wahr, mein Herr, Sie können doch eine Streichholzschachtel gebrauchen?“ Appell an das gute Herz zur Weihnachtszeit!



Chaussee / Brunnenstr.

Es frey Stein und Bein, durch matte Dämmerung trat sich der Nachmittag in den Abend hinein. Lieber dem Bedding lag ein schwaches Licht, ein Nebel und matter Dunst, der aus den Häusern der Not zu kommen schien und die Luft erfüllte. Es war soviel Grau in den Straßen, daß der schmelzige Schnee, der ruhlos über den Dächern lag, sich schon wie das leuchtende Weiß ausnahm. Nummer gingen Menschen auf und ab, hastig und drängten aus den Häusern hinaus, als ob sie einem Ungewissen entfliehen wollten, das in allen Winkeln brütete. Viele gingen ohne Mäntel, und der Frost grub ihre Hände in die Taschen, drückte sie förmlich zusammen, daß sie kleiner schienen, als sie wirklich waren. Aber alles war Bewegung, alles im Begriff, aus dieser Weihnacht noch einiges herauszuholen. Manche eilten mit abgetakelten Kinderwagen, schwach gefüllt mit einem etwas unter grauer Decke, andere hielten mit Bündeln dabei, Körben, Kisten. Kleine Handwagen wurden eilig gezogen, und müde Pferde waren vor einen Zug von mehreren kleinen Tafelwagen gespannt. Demen, die nebenher schritten, ging das Pferd nicht schnell genug, denn es mußte sich der keine Start aufgeschlagen werden, an einer bestimmten Stelle, die noch den Erfahrungen der letzten Tage noch etwas versprach. Hoffnung, so gewissermaßen trostlose Hoffnung (wenn es so etwas gab!) lag in der Luft und wurde feil gehalten durch die Räder. Aber überall waren diese Wagen unterwegs, hinter waren dazwischen und hatten schreien und tragen. Ein Junge schleifte eine kleine Kiste, sein Mantel war noch gut, aber seine Füße steckten in den Schuhen, die seitwärts den Fuß hinausstreifen ließen. Keine Schuhe mehr, sondern nur noch Reste, die um den Knöchel durch etwas Leder festgehalten wurden. Die ganze kahle Reinholdsdorfer Straße sah viele Kapelladen der kleinen Händler, die nach der Brunnenstraße zogen. Am Beddingplatz drängte sich ein Schwarm von einigen Jünglingen um ein etwas, das in der Mitte vor sich ging. Es kamen Neue hinzu. Es wurden dreißig und vierzig, bis endlich eine Tannenboje sich herudoeh und einer das lächerliche Bild einer Tonne, das förmliche Gespinnst einer Weihnachtstanne aus seiner Hülle befreite. Er hatte ihn irgendwo her. Er hatte ihn... Aber nun gehörte es ihm, nun wollte er ihn verkaufen. Da, hier waren Weihnachtstanne rar, nirgends die Spur von dem dunklen Grün, das sonst seine Wälder in Berlin aufstellte. Auf den endlosen Reihen der kahlen Bäume, die wie Frosterklöster an den Mauern lebten, nirgends die Spur einer Tanne. Wo sich die Kantstraße müde in die Badstraße wirft, knickte an einem Baum ein Ferkel, mit Bleistift geschrieben: „Billig, große Schlafpuppe zu verkaufen; Zehn hemmen, auch eine Kernfedersohle ist zu verkaufen.“ Das Bild eines Bauerns hielte auf, der nicht mehr da ist. Reste: Schlafpuppe und ein Stück Leder. Der Verkauf der letzte Versuch, um den Hunger wenigstens in den Weihnachtstagen noch nicht hineinzulassen. Badstraße, Brunnenstraße — Kurfürstendamm des Nordens. Ein Händler neben dem anderen, buchstäblich einer neben dem anderen. Stoben da, stehen da, rieren, worten. Zigaretten, Zigaretten, Schokolade, Zigaretten. Ost nur ein Tisch, manchmal ein Stuhl, ganzer Bestand bei einigen: dreißig Schokoladentafeln, ein noch weniger. Die Händler lesen in jedem Gesicht, manche reden noch und lachen zum Kauf anzureizen. Einlos reden nicht mehr. Zusammen bricht einer plötzlich seinen Vorstoß ab, als wäre ihm das Wort auf der Lippe erfrorren. Steht tot neben dem Kram. Eine Jungen schreiten Stände, haben blaue gestorenen neben einem Tisch, der drei Wärschen trägt selbst referiert aus Holz. Sieben und sieben und noch Stunden sind noch immer drei Wärschen da. Hand einer hat so armseliges Zeug, daß man sich wundern würde, finde es einen Käufer. Die Leute gehen vorüber und sehen, leben immer dasselbe. Meier für Meier die gleichen matigen Gesichter, die gleiche Hoffnungs, die fast keine mehr ist. „Das ist etwas für ein frohliches Weihnachtsfest!“ rufen einer und lächeln ein Spielzeug. Es schändet einem die Seele zusammen. Wie gut konnte der selbst ein frohliches Weihnachtsfest gebrauchen.

selbst handeln, zum Verkauf abgelesen wird. Je weiter man die Frankfurter Allee hinauskommt, um so mehr nimmt das Gefühls zu und hat dort seinen Höhepunkt erreicht, wo die Warschauer Straße sich zur offiziellen Anerkennung eines Weihnachtsmarktes entwickelt. Zu Selten dieses Treibens sehen unbekümmert und wie tot die kahlen Hausmauern, aus den Fenstern dringt kaum ein Lichtschein, und wollte man aus diesem Anblick einen Schluß ziehen, wie Weihnachten hier gefeiert wird, so wäre er tröstlos und verweissend. Die Warschauer Straße entlang, wo sich dunkle Nebenstraßen krumm und verlassen öffnen, über das Gelände der Schießbahn hinweg, aus dem eine Ahnung tollerender Flüge Gedanken an bessere Fernen bringt, über die dunkle Spree, die halb vereist das Bild der Finsternis in dieser Gegend noch verläßt, durch die Skalper Straße zum Kottbuser Tor, wo der Kottbuser Damm gewissermaßen einen Anlauf nimmt, um rasch in Gegenden zu gelangen, wo sich Menschen wohlfühlen lassen können. Auf der Kottbuser Brücke wieder das rege Hunderttreiben, wieder die kleinen Stände, die Tafelwägen mit Kerzen. Aber jetzt ist es gegen 5 Uhr, und man schließt sich an, den Kram zusammenzuspacken und die letzte Heftung auf morgen zu verfrachten. Hinter dem großen Warenhaus, das seine Porten schließt und gerade die letzten aus Glanz und Licht auf die dunkle Straße speit, verfolgen einen im Vorübergehen die Augen eines Kindes, das dort an der Mauer lehnt und in den Armen eine festlich gekleidete Puppe hält. Eine festlich gekleidete Puppe! Aber das Kind ist nicht festlich und seine Augen sind so traurig, wie es oft nur Kinderwägen sein können. Das Kind will die Puppe verkaufen. Es steht zwei Stunden da und wartet, daß ihm jemand das abnimmt, was es selbst gern hat. Aber niemand ist es hungrig, und der Hunger ist im Begriff, die Liebe zu dieser Puppe zu erlösen. Das Kind sieht leben an, der vorübergeht, lacht oder nicht. Ein kleiner Spielzeughändler wird gerade einen Gegenstand los, für den man ihm einen größeren Geldschein zum Wechseln gibt. Er kann ihn nicht wechseln, er hat kein Geld. Gegenfrage: „Haben Sie denn noch nichts verkauft?“ „Doch“, sagt er, „ich habe mit verkauft, hab' aber das Geld nicht.“ „Nun, was machen Sie dann?“ „Ich hab' den Kram zusammengepackt und hab' ihn heute noch nicht verkauft.“ „Nun, was machen Sie dann?“ „Ich hab' den Kram zusammengepackt und hab' ihn heute noch nicht verkauft.“

Unter der Voraussetzung, daß es blamabel ist, vorüberzugehen, als eine Kleinigkeit zu kaufen und noch etwas dazu zu schenken. Die meisten rechnen auch gar nicht auf Käufer. Sie rechnen damit, daß man die Kärglichkeiten, die sie anbieten, doch nicht nimmt. Es ist Bettel unter Littrappe. Gott, es schadet den Bräuen und Devisenhamstern nichts, wenn man ihnen auf diese Weise nahekommt. Aber es würdigt den anderen herab. Es ist kein sympathisches Bild, das sich in diesem Glanz entwickelt. Der eine in Pelz gehüllt, in pelzgefütterten Stiefeln, zeigt seinen Reichtum, der andere seine Armut, indem er sich schäbiger kleidet, als er es nötig hat. Er trägt einen zerfetzten Rock, von dem die Fäden hängen, aber darunter eine gute Wolljacke. Er zeigt die blaugefrorenen Hände und hat die Handhabe in der Tasche. Die Straße selbst ist bis in die späten Nachtstunden belebt und auch die Händler befolgen keine Ratselstunde. Die Häuser sind hell, aus den Lokalen dringt Musik und zwischen den Vorhängen leuchten die Lichter eines Weihnachtstannens. Es ist eine Straße, die man nicht ernst nehmen darf. Eine Straße, die keine Reizwirkung ist und kein Bedürfnis und lediglich dem auf die Spitze getriebenen Verus zum Rahmen dient. Die Leute frieren nicht in dieser Straße, sie gehen auch nicht harmlos und schuldlos einher, wie die Passanten der Frankfurter Allee und der Brunnenstraße. Sie gehen, weil sie zu einem Vergnügen wollen oder von einem solchen kommen, und die Gedanken lägen ihnen Weihnachtstrenne vor. Hinter der Gedächtniskirche, wo der Kurfürstendamm sich breit und prächtig entwickelt, tritt etwas Stille im Verkehr ein, um an der Kreuzung der Joachimsthaler Straße wieder neu aufzukommen. Etwas weiter hinauf, wo die pompösen Wohnstraßen des Westens abbiegen, steht vor einem Vorgarten gegen das Gitter einer, den die Not schärfer drückt. Sein Gesicht ist im Dunkel und sein Kragen hochgeschlagen. Er hat einen kleinen Freistuhl vor sich stehen und darauf eine zehnbändige Goethe-Ausgabe. Er spricht nicht und ruft nicht. Nur wenn einer den Kopf wendet, nennt er den Preis. Aber er mag schon lange stehen! Denn das Weihnachtsfest, das er erwartet, hängt von einem Zufall ab. Von dem Zufall, daß einer die Not sieht, auch wenn sie sich nicht laut gebärdet. Und das kommt selten vor!

Sah nicht der Wanderer am Kottbuser Damm ein Kind, das seine Puppe verkaufen wollte? Wo führt zu Weihnachten der Weg von der Puppe zu Goethe? Wurde nicht hier aus gleicher Not gleiche Sorge geboren? ...

Weihnachten in der Schrippenkirche.

„Schrippenkirche“ liegt man in Berlin-Nord über der Tür des Hauses Adlerstraße 52, dessen Straßenfront sich von dem Einrikel der langen Reihe religiöser Mietwohnungen in nichts unterscheidet. „Schrippenkirche“ benannt vor Jahrzehnten die Obdachlosen den vollstimmlichsten Zweig des Wertes vom „Berlin Dienstlosen“, die Bewirtung mit Kaffee und Schrippen und die dazugehörige Morgenpredigt, die er im Winter an jedem Sonntagmorgen für die aus dem Obdach herandrömenden Nachtäste veranstaltet. Diese Bewirtung war wohl der Einfall eines Wühlmärs und anfangs als Verleitung gedacht, aber der Verein hat schließlich selber den Namen „Schrippenkirche“ für seine Sonntagsbewirtung anerkannt und ihn seitdem amtlich geführt. Einen besonderen Ruf hat die am Sonntag vor Weihnachten in der Schrippenkirche stattfindende Morgenandacht, weil sie an diesem Tage als Weihnachtsfeier gestaltet wird und so dabei statt der kahlen Schrippe eine besser schmückende Stelle gibt. Diesmal hatte die Schrippenkirche 800 Gäste, die der im Hinterhaus des Grundstückes eingerichtete köstliche Beisatz kaum aufnehmen vermochte. Von der „Palme“, dem Obdach an der Fröbelstraße, das sie bei geringerer Kälte in das Dunkel des Wintermorgens entließ, trahlen die Fröhlichen in Gruppen über für sich allein durch die noch einlaken Straßen der nördlichen Stadteile nach der Schrippenkirche. In der Schor, die sich hier zusammenfand und Entschloß beehrte, war manche köstliche Sommergast. Da sah man heruntergekommene Männer in schon vergrähtem Alter, mit grauem Haar, müde und humpelnd vor sich hin blökend, in zerwundener Kleidung, die den marsthen Körper notdürftig bedeckte, im Frost sich zusammenkrümmend, allgeraden Kausell im bückenden Bart. In sehr viel größerer Zahl waren die noch Arbeitsfähigen beteiligt, Männer mittlerer Altersklassen, aufgerichteten Hauptes und härteren Blickes, nicht wenige von ihnen in noch leidlich erhaltener

Gneisenauststraße / Kurfürstendamm.

Eine dunkle, breite Straße, die noch Vorärten zeigt, durchschritten wird von kahlen und dunklen Nebenstraßen, die in dieser Stunde als tote und verlassene Schrecken daliegen. Kaum ein Geräusch, wenig Leute, Fenster dunkel oder ganz schwarz erhell. Die Belle-Alliance-Straße wirft etwas Leben hinein. Das

Kleidung, Arbeiter und Angestellte, die durch Entlassung und Arbeitslosigkeit bei langer Unterstüßung bald auch obdachlos geworden waren, aber noch nicht das Schlimmste des Obdachlosenseins kennengelernt hatten. Und leider auch groß genug war die Zahl der Jugendlichen, der Töchter und Töchter, die sich der Obhut des Elternhauses entzogen hatten, in die Fremde gegangen waren und im Obdach strandeten. Die meisten aus dieser ganzen Schar, die den durchwärmten Saal rasch bis auf den letzten Platz füllte, verlangten wohl sehr viel weniger nach Seelenruhe als nach dem warmen Getränk und der sättigenden Stille, und auf diese begreifliche Stimmung der Zuhörerschaft wird bei den Sonntagsandachten der Schrippenkirche auch Rücksicht genommen. Nach einem liturgischen Teil gab man — in kluger Befolgung der Sprichwortweisheit, daß ein hungriger Bauch keine Ohren hat — zunächst die Bewirtung, und dann erst folgte die Predigt. Sie war Schablonenarbeit, blieb aber nicht ohne Wirkung auf die Empfänglicheren unter diesen Unselbstlichen, von denen mancher das Haupt senkte. Mit dem jubelnden „O du Jesus, o du fröhliche, anabrennende Weihnachtszeit!“ schloß die Feier — und die achthundert Obdachlosen zogen aus dem warmen Betsaal hinaus in den kalten Winterdunst, hinein in ihre Weihnachtszeit, in ihr altes Obdachlosensein.

Der sozialdemokratische Weihnachtsmann.

Der Brauch, durch die Parteiorganisation bedürftigen Genossen oder wenigstens ihren Kindern einen Weihnachtsstisch aufzubauen, hat im Laufe der Jahre an Verbreitung gewonnen. In diesem Jahre ist die Tat noch größer als sonst, noch lebhafter als sonst auch der Wunsch, zu helfen, doch nur zu oft sind den Hilfsbereiten selber jetzt durch den Mangel die Hände gebunden. Immerhin ist es wieder in einer beträchtlichen Anzahl Abteilungen gelungen, Weihnachtsbescherungen unter diesen Umständen, die teils schon am Sonnabend oder am Sonntag stattgefunden haben, zum Teil erst in diesen Weihnachtstagen stattfinden sollen. In mehreren Abteilungen übernahm die Organisation der Kinderfreunde die Weihnachtsbescherungen für die Kinder. Die meisten Abteilungen begannen schon vor mehreren Monaten mit der Ein Sammlung von Spenden, und umsichtige Genossen und Genossinnen legten alles eintreffende Geld wertbeständig an, indem sie stets sofort Weihnachtsgeschenke dafür einkauften, die sie bis zum Bescherungstage aufstapelten. Mancher, der damals noch bereitwillig in die Tasche griff und seinen Beitrag freudig leistete, ist inzwischen arbeitslos geworden und selber schon mit den Seinen in Not geraten. Bei den Weihnachtsbescherungen der Abteilungen galt selbstverständlich die Hauptlast wieder den Kindern und besonders denen der Arbeitslosen, aber hier und da wurde auch arbeitslosen Erwachsenen eine Freude bereitet, soweit die zusammengebrachten Mittel es zuließen. Die Geschenke für die Kinder sind meist Kleider, Handschuhe, Strümpfe, Schuhwerk und andere nützliche und notwendige Dinge. Hinzugesagt hat man ein paar bescheidene Vederbüchsen, nach denen die Schnäbel der Kleinen verlangen. In manchen Abteilungen ist für jedes an der Weihnachtsbescherung beteiligte Kind eine Stöße gegeben worden. Bei den arbeitslosen Erwachsenen schien es zweckmäßig, ihnen hauptsächlich bares Geld zu geben. Eine Abteilung hat für jeden arbeitslosen Genossen 8 Goldmark gespendet, was in dieser Zeit der niedrigen Löhne schon als erheblicher Betrag gilt. Für die Bescherungsfeiern wurden teils Schulhöfe, teils Wirtschaften und Vereinsräume in Anspruch genommen. Wohl nirgends ist auf den Weihnachtsbaum verzichtet worden, ohne dessen Lichterglanz den Kleinen keine Weihnachtsbescherung vollständig ist. In Ansprachen von Genossen und Genossinnen wurde den Empfängern, die den Arbeiter und die Seinen am Weihnachtstage erfüllen, Ausdruck gegeben. Gesang- und Musikvereine der sozialdemokratischen Arbeiterschaft haben sich zur Mitwirkung bereitgefunden, auch die musizierenden Jungen und Mädchen unserer organisierten Arbeiterjugend. Zur Aufführung der beträchtlichen Mittel für die Geschenke wie zum Zustandekommen eindrucksvoller Feiern haben die Genossen und Genossinnen in echter Klassenförmigkeit alles nur Mögliche getan. (Wegen Raumangel können wir nicht Einzelberichte über alle diese Veranstaltungen bringen.)

Eine Weihnachtsspende aus Amerika.

Amerikanische Freunde deutscher Kinder haben auch in diesem Jahre nicht verkannt, durch Liebesgaben zum Weihnachtsfest ein paar tausend Kinderherzen zu erfreuen. Der auf Berlin entfallende Anteil an der Spende wurde durch Vermittlung des Noten Kreuzes gestern in der Mittagsstunde im Stoaalichen Opernhaus an 1300 Kinder verteilt, die durch Fürsorgeorganisationen aller Richtungen ausgesucht worden waren. Jedes Kind erhielt ein Paket Lebensmittel, besonders Mehl, Zucker, Fett, Kakao, Schokolade, kondensierte Milch, im Gesamtgewicht von 11 Pfund. Vorher wurde den Kindern noch eine besondere Weihnachtsgeschenke

bereitet: Die Staatsoper führte vor den 1300 Jungen und Mädchen das Märchen „Hänsel und Gretel“ von Humperdinck auf. Das ganze Theater war im Parkett und in allen Rängen mit Kindern besetzt, deren Reichen einen fesselnden Anblick boten. Der Vorsitzende des Notens Kreuzes, Graf v. Winterfeldt, begrüßte die Zuhörerschaft mit einer Ansprache, in der er der lieben Freunde aus Amerika gedachte. Er forderte die Kinder auf, zum Zeichen ihres Dankes so kräftig in die Hände zu klatschen, daß man es bis Amerika hören müsse. Das ließen die Jungen und Mädchen sich nicht zweimal sagen, und sie antworteten ihm mit einem Beifallsturm, das an Kraft und Ausdauer nichts zu wünschen übrig ließ. Als der Vortrag sich hob, folgten sie in feierhafter Spannung dem romantischen Märchen, lachten mit dem übermütigen Gretel, entsetzten sich über die aus dem Kupferhäuschen herauskommende schreckliche Hexe und jubelten über die Güte, die ihr böses Trachten sand. Unter den Gästen waren die Gastinnen des Reichspräsidenten und des Reichspräsidenten, mehrere Vertreter von Ministerien und vom Kaiserlichen Hof, von dem Wohlfahrtsamt und dem Jugendamt der Stadt Berlin. Nach der Aufführung begaben sich die Kinder in den Konzertsaal, um im schimmernden Licht zweier Weihnachtsbäume die Liebesgaben der amerikanischen Kinderfreunde zu empfangen.

Blindenbescherung.

Können wir uns Weihnachten denken ohne das beruhigende Bild des im Glanze seiner Lichter strahlenden Weihnachtsbaumes, des dunklen Grüns seiner mit buntem Glitzer und Nachwerk behängten Zweige? Dem Blindgeborenen blieb dieser Märchenzauber verflucht, und dem Blindgeborenen muß die in Kinderjahren im zurückbleibenden Erinnerung das Auge erlösen. Nicht ohne Bedrückung für uns Schende war die Weihnachtsbescherung für Blinde, die im Verwaltungsbezirk Friedrichshagen von der seit Januar 1923 dort bestehenden Blindenwohlfahrtskommission am Sonntag veranstaltet wurde. Fürsorglich Blindgeborene oder Blindgeborene und elf Kinder von Blinden konnten mit Kleidung, Wäsche, Nahrungsmitteln, Stärkungsmitteln und Weihnachtsnächterlein so reich beschenkt werden, daß die tastenden Hände nicht müde wurden, all die Gaben zu beschnüren. Die Kommission hegte sich bemüht, private Spender zu werben, und der Erfolg übertraf alle Erwartungen. In der Bescherungsfeier beteiligten sich mit den Blinden mehrere Vertreter des Bezirksamtes (an der Spitze der Bezirksleitermeister Nielsch) und der Bezirksverwaltung, Frauen und Männer aus der Wohlfahrtspflege und im besonderen aus der Blindenpflege, die Pfleger der Blinden und die Angehörigen, die den Blinden als Führer dienen. Anwesend war der Bezirksleitermeister Nielsch, der die Blindenwohlfahrtskommission leitete, und des Stadtrats Genosse Mann, Konzert eines kleinen Orchesters, eines Männerquartetts und zweier Sängereinnen und Regalationen von Kindern hielten die Festfeier lang: zusammen — Am Sonntag fand anlässlich der Eröffnung des Schulsofals Berndt, Kottbuser Damm 18, eine Weihnachtsbescherung für 120 arme Kinder statt. Jedes Kind erhielt außer einem Paar warme Schuhe, Pfefferkuchen und etwas Spielzeug.

Das Fest der Liebe.

Von tausenden von Poeten, von den wahren Priestern ist Weihnachten als das Fest der Liebe gedeutet worden. Aber haben ihre Mahnungen etwas genutzt? Wo ist der Mann, der wie einst der heilige Martin seinen Mantel mit dem Bedürftigen teilte. Wo sind sie — die ungenannt bleibenden Wohlthäter der Menschheit, die das Leid aufsuchen und den Kummer mit den Bedrückten teilen? Ach nein, unter Menschengeschlecht ist schon seit langem egoistisch geworden, und ein jeder denkt sich schon ein Held an stützlicher Größe, wenn er am Weihnachtstage die Seinen beschenkt mit Gaben, die ihnen gefallen oder offen ausgesprochenen Wünschen entsprechen. Und wäre es denn nicht ein Wunder, wenn dem so nicht wäre? In einer kapitalistisch aufgebauten Gesellschaftsordnung kann der Eine in dem Anderen nicht den Bruder sehen, sondern nur den Mitbewerber in der Jagd nach dem Glück und den Teilnehmer am Tange um das goldene Kalb.

Und zu diesem Streit der ökonomischen Interessen treten nun noch politische Gegensätze... wie lange hat der nicht mit Reichthümern gesegnete Preuze — und mochte er noch so gebildet sein — zu der Komödie des Dreiklassenwahlrechts gute Miene machen müssen, und sind nicht heute Leute mit robustem Gewissen und vollem Gelbdeh darauf lässig, die durch unerhörte Opfer verdiente Freiheit wieder in das Gegenteil zu verkehren?

Erst ein wirtschaftliches System, das nicht den Besitz, sondern die Fähigkeiten des Menschen zum Aufbau des ganzen Wirtschaftsgebäudes nimmt, kann hier Wandel schaffen. Wir alle wissen, daß der Sozialismus diesen Gedanken in sich trägt und nur er allein. Diese Zusage soll uns auch dann umschweben, wenn wir im

kleinen Kreise um den brennenden Weihnachtsbaum versammelt sind, und das feste Gebilde muß in uns aufsteigen, an der eigenen Vollendung zu arbeiten, Stein auf Stein zu legen, damit das Ideal in Erfüllung gehe. So wird der Weihnachtsabend ein rechtes „Fest der Liebe“ sein.

Ein Appell der ausländischen Studenten.

Die ausländischen Studierenden der Universitäten und Hochschulen Deutschlands haben sich in wirtschaftlicher Not zusammengeschlossen, um über die Mittel und Wege zu beraten, die ihnen das Weiterstudium in Deutschland ermöglichen sollen.

Der Aktionsausschuß, der von den ausländischen Studentenvereinen gewählt und bevollmächtigt wurde, um die nötigen Schritte zu unternehmen, hatte eine große öffentliche Versammlung einberufen, die im Schillerkino unter lebhafter Anteilnahme der ausländischen Studenten sowie vieler Persönlichkeiten von deutscher Seite, Mitglieder des Reichstages, Vertreter der Ministerien, Professoren, Universitätsbehörden und Vertreter der Presse stattfand. Den Vorsitz hatte der Bevollmächtigte des deutschen Studentenvereins Herr J. H. B. Der erste Referent des Abends, Dr. Poulantzas (griechischer Studentenverband), gab eine lebhaft Schilderung über den ganzen Ernst der Lage. Nach ihm wurde durch den zweiten Referenten des Tages ein Memorandum verlesen, das nach eingehender Begründung unter Hinweis auf die durch die Umstellung in Goldgeld veränderten Verhältnisse die Abschaffung der unerträglichen Ausländerzuschläge für ausländische Studierende und Herabsetzung auf die Höhe der von den deutschen Studenten gezahlten Gebühren nachgesucht wurde. Darauf erhielten die geladenen Gäste das Wort. Genosse Edward Bernstein, MdR, wies darauf hin, daß zur Internationalität das gegenseitige Vertrauen der Völker gehöre. Mit warmen Worten verlangte er Verständnis für die Notlage des deutschen Volkes. Er lenkte dar, welche Umstände dazu beigetragen haben, daß die ausländischen Studenten das Gefühl hätten, man betrachte sie als unangenehme Gäste. Nur das gegenseitige Verständnis könne alle diese Hindernisse aus dem Wege räumen. Die Voraussetzungen dafür, daß die Ausländer des billigen Studiums und nicht der deutschen Kultur weichen können, seien jetzt gegeben. So schwer es den Hochschulen auch fallen würde, auf irgendwelche Einnahme zu verzichten, siehe doch höher die Notwendigkeit der eifrigen Verbindung mit den anderen Völkern, zu der die akademische Jugend besonders berufen sei. Als zweiter Redner betonte Dr. Schulze-Bischoff, daß die deutsche Kultur um ihrer selbst willen die Mission erfüllen muß, daß sie die ganze Welt für sich auf Nation besetzt. Zwar kann Deutschland ohne Rücksicht auf Nation besetzt sein, aber die Ausländer keine besondere Vergünstigungen bieten, doch kann auf klugen, verständigen Willen beruhende Organisations der hier studierenden Ausländer die allgemeine Bildungsmöglichkeit wesentlich gemacht werden. Referierende Professoren konnten mit Rücksicht auf die große Zahl der Anwesenheit an der Frage übermitteln. In einer Resolution wurden die Vertrauensstellungen sämtlicher anwesenden ausländischen Studenten für den Aktionsausschuß zusammengefaßt.

Einbruch auf Bestellung.

Eine überraschende Aufführung fand ein Einbruch in der Wilhelm-Alexis-Str. 26. Der Wirtner dieses Hauses, Max Schön, sagte an, daß bei ihm eingebrochen sei, während er mit seiner Frau bei den Schwiegereltern zu Besuch gewesen sei. Die Diebstahlsliste lieferte ein sonderbares Bild. Die Diebstahlsgegenstände hatten bei dem Portier selbst nur wenig genommen, um so mehr aber in einem Zweiggeschloß der Futterhandlung Ganja, in dessen Aufenthalts- und Verkaufsräume sie von der Wirtnerwohnung aus durch eine Wand eindringen waren. Hier hatten sie nicht nur Ware, sondern auch die Sachen der Angestellten gestohlen. Die Polizei nahm den Wirtner ins Gefängnis, und er mußte schließlich einräumen, daß er seinen Schwager Krüger mit einem unbekannten Manne zum Einbruch eingeladen und mit seiner Frau die Schwiegereltern auf dem Hofe hatte, um die beiden angestrichelt „arbeiten“ zu lassen. — Die Krüger wurden noch einige gestohlene Sachen gefunden, alles andere sollte der Unbekannte haben. Der Wirtner und sein Schwager wurden nach Nacht gebracht.

Ein Wohnungsmisshandlung zu Gefängnis verurteilt. Nach fünfjähriger Verhandlung vor der Strafkammer in Weimar wurde der Leiter des Gleitiger Wohnungsamtes und Vorsitzender der Wohnungsübergehungskommission Stadtrat Josef Kuhnke zu zweien Jahren und vier Monaten Gefängnis verurteilt. Anbeso war Mitglied der Nationalversammlung für den Wahlkreis Eupen und 1904, da die Sachen in Dordrecht nicht stattfanden, in den Reichstag ein. Er war Mitglied des Zentrums und Hauptvertreter der christlichen Gewerkschaften.

Copyright Georg Müller, München.

Die Losoffischer.

Roman von Johan Bojer.

Aber ein ehrgeiziger Junge, der Fischer wird, der hat kein Paradies vor sich, dem er zusteuern kann. Selbst wenn er eines Tages auf den Bootführerplatz kommt, was ist denn das? Wie die anderen im Boot muß er sich sein Leben lang mit der Armut herumschlagen. Er ist der Sklave, den Handelsmann und Banken, Auffäufer und Großhändler hier und in fremden Ländern ausschicken, um ihnen die Fische an Land zu holen. Und Banken und Handelsleute werden reich, Fisch-auffäufer und Großhändler werden reich, der Pfaffenkönig ist reich, aber einer bleibt Zeit seines Lebens arm, und das ist der Fischer.

Willst du dich darauf einlassen, Lars?

Er versucht wieder zu lesen, aber diesmal ist es eine andere Geschichte, es ist nicht die Geschichte der Könige und der Kriege und der Revolutionen, — nein, er sieht seinen eigenen Stand im Laufe der Jahrhunderte und Jahraufende. Ein Heer von Millionen verwitterter Männer zieht vorbei, sie haben Reichthümer aus dem Meere geholt, damit andere reich werden können, sie selber kenterten eines Tages und waren verschwunden, — oder sie bekamen den Ausfall und verkauften bei lebendigem Leibe in einer Hütte, — oder schleppten sich durch das Alter hin, trumm und schwach von Gicht nach dem jahrelangen Hundeleben auf See. Ein gutes Jahr wie jetzt, — gut! Ein Silberstreifen in dem grauen Leben, der Fischer kauft sich einen Ring, er lebt ein paar Tage im Rosenland, aber dann kommen die sieben mageren Jahre, und dann — der gleiche Kummer längs der grauen Küste mit den grauen Hütten.

Das alles sieht der Knabe vor sich. Diese bärtigen Männer hier in der Hütte, — die waren einmal jung wie er. Aber jetzt ist es ihnen vollkommen unmöglich, sich hinzusetzen, wie er jetzt tut, und davon zu träumen, — zu einem anderen Stand aufzuschwingen. Es ist zu spät. — Aber für Lars ist es noch früh genug.

Das Buch — das Buch ist die Rettung.

Leb wohl, Kanelis. Wir werden auf die Dauer doch nicht Kameraden sein, wir beide, denkt Lars.

Und er senkt wieder den Kopf und reißt in andere Zeiten und Länder, während um ihn hier die Nadeln fliegen.

Aber in diesen Tagen hinkte Jakob umher und war so reich und mächtig, daß er sich keinen Rat wußte.

Wäre es nur die Hälfte gewesen, so hätte er ein paar Fässer von dem allerfeinsten Brantwein gekauft und den ganzen Fischerplatz mit Schnaps traktiert, — aber dies ging zu weit, er verlor den Lebenshauch, ihm spukten doch schon Gedanken genug im Schädel, — jetzt trinken, nein, unmöglich!

Er fuhr jeden Tag wie die anderen auf See hinaus, das war es nicht. Er machte die Fische mit seinen Leuten zusammen zurecht, solange noch ein Bauch aufzuschneiden war, hochmütig war er wirklich nicht. Aber so am ganzen Leibe mit Banknoten ausgepollert zu sein, das gibt Tag und Nacht keinen Frieden. So war es also, ein mächtiger Mann zu sein.

So, ja, — aber das ärgerliche war, daß er sich genau so fühlte wie vorher. Das kurze Bein war nicht länger geworden, er sah ganz ebenso aus, wenn er sich in der See spiegelte, er konnte nicht mehr als sich satt essen, und wenn einer käme und ihm teure Blumen statt des Käses auf dem Boot anbot, so konnte er sich das wohl leisten, aber würde es schmecken?

Sobald sie von der See kamen und mit den Fischen fertig waren, begann er sich zu pudeln. Er wusch sich, rasierte sich die Oberlippe und kaufte sich neues Unterzeug. Und dann die Duffeljacke und den Ring, — nun ja, gut so. Und dann stand er da und probierte es aus. Ist es so, ein mächtiger Mann zu sein? Und dann hinkte er umher und zeigte sich förmlich. Sein Gesicht leuchtete, er blitzte mit den braunen Augen und war ganz herrlich tonus.

Brantwein, ja ja, das konnte die Best vergolden, deshalb ist es nicht, aber der Gedanke an alles, was du dir leisten kannst, wenn du nur Geld genug in der Tasche hast, das bist dir auch, Sonne und Mond zu sehen und vor dich hinzusetzen: O du Maria, ahoi! Wie wäre es mit einer großen, frisch-gestrichenen Galeasse, — oder lieber noch mit einem Dreimaster? Er kann es sich jetzt vielleicht leisten, so einen zu kaufen. Dann müssen die Leute ihn Kapitän nennen. Wer würde dann auf den Jakob herabsehen können. Oder einen großen Ladepfeiler wie der Pfaffenkönig ihn hat. Dann müssen die Leute ihn Kaufmann nennen, ja sogar Großhändler. Aber die „Meerküste“ im Etich lassen, hm — ach nein! Nein! Doch, es gibt noch einen anderen Ausweg. Du kaufst die beiden Steven des Bootes vergolden lassen und dir ein seidenes

Segel leisten. Er summe vor sich hin und humpelte umher und hatte tausend neue Einfälle. O du, Maria — ahoi!

Eines Nachts dachte er sich aus, er wollte sich ein schönes Haus dort in dem Himaldorf bauen, und das sollte nicht auf die gewöhnliche Weise gestrichen, sondern tätowiert werden wie die Hand eines Seemanns. Und dann wollte er ein paar Personen mieten, die am Strande ständen und ihn willkommen hießen, wenn er von der Losoffreise an Land kam.

Aber dann eines Morgens geht ihm ein Licht auf. Ist er nicht ein reicher Mann geworden, so muß er auch mit seinesgleichen zusammen sein. Und nun wirft er sich wieder in den Duffelrock, steckt den Ring an den Finger und macht sich auf den Weg. Diesmal geht er in das Kontor zum Pfaffenkönig selber.

Der Herr mit dem roten, bartlosen Gesicht und den gelben Augen sitzt schreibend an seinem Pult und sieht auf. Kein Fischer darf das Kontor betreten. Alles wird im Laden erledigt. Was will der Herr hier?

Nun beginnt Jakob an dem Südwesten zu fingern und mit den Augen zu blinzeln und ist unwiderstehlich wie damals mit dem Kommandanten.

Nein, er wolle nur den Herrn Pfaffenkönig begrüßen, sagte er, und sich nach seinem Befinden erkundigen.

Der Herr hinter dem Pult öffnete den Mund, starrte ihn an und steckte die Feder hinter das Ohr.

Und dann, ob der Herr Pfaffenkönig ihm einen Gefallen tun wolle, fuhr Jakob fort und fingerte noch ärger an dem Südwesten. Denn es sei ganz komisch: wenn einer Glück habe, so wolle er sich gern von einer anderen Seite zeigen als früher. Ja, wie er hier stehe, könne er es sich leisten, eine Gesellschaft zu geben. Oder einen Ball, wie man das nennt. Und jetzt habe er das ganze Hotel gemietet und alles, was an Tisch und Trinkwaren vorhanden sei. Und nun wolle er den Herrn Pfaffenkönig bitten, doch auch zu kommen und für sich zu nehmen. Und wenn seine Frau mitkommen wolle, dann — Er wolle auch den Doktor und den Pfarrer und den Kommandanten bitten. Er finde, in Zukunft müsse mehr Verkehr und Zusammenhalt zwischen denen sein, die etwas mehr besitzen als den Köffel, mit dem sie essen.

Der Pfaffenkönig verzog keine Miene. Endlich sagte er:

„Heißen Sie nicht Jakob?“

„Das versteht sich, Jakob Kusan.“

(Fortsetzung folgt)

Theater, Lichtspiele usw.

Deutsch. Theater 1. u. 2. Weihnachtsfeiertag 7 1/2 Uhr...

Kammerspiele 1. u. 2. Weihnachtsfeiertag 8 Uhr...

Theater 1. d. Königsgrabenstr. An beid. Feiertagen...

Berliner Theater An beid. Feiertagen 7:30 Dolly...

intimes Theater An beid. Feiertagen 8: Der Hindupriak...

Thalia-Theater An beid. Feiertagen 7 1/2 Uhr: Pasi Pasi...

Waller-Theater An beid. Feiertagen 8 Uhr: Sprung L. d. Ehe...

Walla-Theater Weinbergstr. 10...

Senta Söneland...

Rose-Theater 3 1/2. Christnachtstück...

Casino-Theater 8: Dienstmann Nr. 7...

Komische Oper Allabendlich 7 1/2 Die größte Revue...

Variété An beiden Feiertagen 2 Vorstellungen...

Größe Volksoper im Theater des Westens...

Neues Volkstheater Köpenicker Straße 68...

Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater... Die spanische Fliege...

Die populärste Unterhaltungsstätte... SCALA... Immer sehen Sie gute Variété-Programme...

INRI Ein Film der Menschlichkeit... Regie: Robert Wiene...

Ein erstes Werk in erster Stunde... Am Weihnachtstag dieses Jahres wird in vierunddreißig Großstädten Europas unser Filmwerk INRI zur gleichzeitigen Uraufführung gelangen...

Zigaretten, Zigarren, Tabak... Adolf Nagel...

L. Böhm Köthener Str. 46... Krause-Pianos zur Miete... Schokoladen...

Silvester-Ball... Der Fünftausend... Rheingold...

Beste Kernseife Pld. 45 u. 55 Pfg. Achtung! Wiederverkäufer!...

Apollo-Theater... Premiere 1. Weihnachtsfeiertag 7 1/2 Uhr... BISMARCK...

In Verbrauch und Anschaffung sparsamste Kachel- und Eisen-Oefen und Herde... D. LENTZEN...

Verkäufe... Bekleidungsstücke, Wäsche usw....

Kaufgesuche... Kleider, Schuhe, Möbel...

Werkzeuge u. Maschinen... Angewandte, Autozubehör...

Unterricht... Lateinunterricht, Schriftlehre...

Verschiedenes... Fröhliche Weihnachten...

Galoverkehr... Taxien, Motorfuhrung...

Arbeitsmarkt... Stellenangebote...

Stellenangebote... Köpelmilch...

URANIA... Filmvorträge... Ozean-Film...

Gewerkschaftshaus... 1. und 2. Feiertag: Gr. Künstler-Konzert...

Berliner Ratskeller... WEINABTEILUNG... BIERABTEILUNG...

Sachsen.

Ein proletarisches Trauerspiel.

Von Wilhelm Dittmann.

Seit Jahrzehnten gilt Sachsen in der deutschen Partei als das sozialistische Musterland. Die hochindustrielle Entwicklung des Landes und seine reaktionäre Regierungspolitik ließen den Klassengegensatz mit größter Schärfe hervortreten. Die Bourgeoisie! Sie Proletariat! Klang es bei den wirtschaftlichen und politischen Kämpfen durchs Land. Die Revolution hat politisch den Einfluß des Proletariats zum vorherrschenden gemacht, wirtschaftlich aber herrscht nach wie vor die Bourgeoisie. Die Gegensätze sind dadurch noch verschärft worden. Proletarier bestimmen jetzt die Landesgesetze und üben die Regierungsgewalt aus. Die Unternehmer fühlen sich dadurch entrechtet und entmacht und stehen deshalb in schroffster Opposition zur sächsischen Landesregierung und zur sozialistischen Landesregierung, und ihnen schließt sich das Bürgertum in seiner Mehrheit an.

Im Landtage stehen 40 sozialdemokratische und 10 kommunistische, also 50 proletarische Abgeordnete, 20 deutschnationale, 18 volksparteiliche und 8 demokratische, also 46 bürgerliche Abgeordnete, gegenüber. Mit 4 Stimmen Mehrheit mußte das Proletariat Parlament und Regierung sicher beherrschen. Aber diese proletarische Mehrheit ist nicht homogen. Ihr fehlt die Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Der kommunistische Teil der proletarischen Mehrheit ist nicht dauernd zu einheitlichem und geschlossenem Vorgehen mit dem sozialistischen Teil zu bewegen. Er verfolgt Sonderinteressen und handelt nicht auf Grund der gegebenen sächsischen Verhältnisse, sondern auf Befehl der Moskauer Zentrale der Kommunistischen Internationale. Daher taumelt das Land trotz seiner proletarischen Mehrheit von einer Regierungskrise in die andere, und das proletarische Regime entbehrt der Festigkeit und Beständigkeit.

Nach den letzten Landtagswahlen im November 1922 unterstützten die Kommunisten zunächst das sozialistische Minderheitskabinett Bus-Lipinski. Anfang 1923 stürzten sie gemeinsam mit den bürgerlichen Parteien das Kabinett. Auf dem Landesparteitag im März 1923 empfahl der Vorstand der Gesamtpartei durch mich den sächsischen Parteigenossen, aus der Klassenverräterischen Haltung der Kommunisten die einzig mögliche Konsequenz zu ziehen und mit den Demokraten eine Koalition zu suchen. Dieser Rat wurde mit großer Mehrheit abgelehnt und unter Opferung Lipinski nochmals die Unterstützung der Kommunisten gesucht. Es kam das Kabinett Zeigner-Liebmann. Als im Herbst die bayerische Gefahr akut wurde, traten die Kommunisten auf direkten Befehl Moskaus in die sächsische und thüringische Regierung ein, um von diesen staalichen Nachpostionen aus den bewaffneten Aufstand zu inszenieren. Die Reichsregulativ gegen Sachsen vertrieb die Kommunisten wieder aus der Regierung, aus der sie sonst auf die Initiative des Ministerpräsidenten Dr. Zeigner binnen weniger Tage einfernt worden wären, weil ein gedeihliches Zusammenarbeiten mit ihnen in der Regierung sich als unmöglich erwiesen hatte. Mit Unterstützung der Demokraten wurde jetzt das sozialistische Minderheitskabinett Fellsch gebildet, hinter dem die genaue Hälfte der Landtagsabgeordneten stand.

Das Kabinett Fellsch war auf Empfehlung von Wels und mir als Vertreter des Vorstandes der Gesamtpartei durch Beschluß der Landtagsfraktion mit 32 gegen 6 Stimmen gebildet worden. Die Vertretung der sächsischen Parteiorgani-

sationen, der Landesarbeitsauschuh, hatte mit 15 gegen 8 Stimmen die Bildung des Kabinetts Fellsch abgelehnt und berief einen Landesparteitag ein, der zwischen ihm und der Fraktion entscheiden sollte. Als der Parteitag Anfang Dezember stattfand, erklärte nunmehr auch der Landesarbeitsauschuh und ebenso der Parteitag die sozialistische Minderheitsregierung Fellsch für „das Gegebene“. Der Parteitag beschloß aber, falls das Kabinett zurücktreten würde, sollte zunächst wieder mit den Kommunisten verhandelt werden. Eine Koalition — sowohl mit den Kommunisten wie mit den Demokraten — bedürfe der Zustimmung eines neuen Landesparteitages. Als Vertreter des Parteivorstandes warnte ich vor diesen Beschlüssen, da sie dazu führen könnten, daß die Demokraten dem Kabinett Fellsch ihre Unterstützung entziehen würden, das Kabinett zurücktreten müsse, Neuwahlen notwendig würden, möglicherweise statt der proletarischen eine bürgerliche Mehrheit in den Landtag einziehe, eine bürgerliche Regierung käme und dann in kurzer Zeit die Demokratisierung der Verwaltung, unsere Arbeit von 5 Jahren, befristet würde.

Was ich befürchtet, scheint einzutreten. Die Demokraten haben dem Kabinett Fellsch die Unterstützung entzogen, das Kabinett ist zurückgetreten. Gemäß dem Beschluß des Landesparteitages ist erneut mit den Kommunisten verhandelt worden, und zwar mit völlig negativem Resultat. Der Landesarbeitsauschuh steuert jetzt direkt auf die Landtagsauflösung zu, die Mehrheit der Landtagsfraktion ist für eine Koalition mit den Demokraten und der Volkspartei, um eine feste parlamentarische Mehrheit und endlich stabile Regierungsverhältnisse zu bekommen. Die Landtagsfraktion verlangt die Einberufung eines neuen Landesparteitages, damit er zwischen Koalition und Auflösung entscheide. Der Landesarbeitsauschuh hat dies Verlangen der Fraktion zunächst abgelehnt, hat dann aber auf den 27. Dezember eine Sitzung der erweiterten Landesinstanzen zur Entscheidung einberufen. Zwei Tage später, am 29. Dezember, tritt bereits der Landtag zusammen, um die Wahl des Ministerpräsidenten vorzunehmen. Die Situation ist also kritisch und verworren.

Die Haltung des Landesarbeitsauschuhes, ohne Befragung eines Landesparteitages die Landtagsauflösung herbeizuführen, steht im Widerspruch mit seiner eigenen vorwurfsvollen Feststellung gegenüber den Kommunisten in seiner Erklärung vom 20. Dezember:

„Der sächsische Regierungsoapparat ist zum mindesten im Sinne der Verteidigung proletarischer Interessen ein wichtiger Stützpunkt. Ihn zu halten, wäre proletarische Pflicht. Dazu aber sind die Kommunisten zurzeit nicht willens. Sie glauben, daß sie, wenn nicht zahlenmäßig, so doch moralisch gestärkt aus einem Wahlkampf hervorgehen werden. Dabei sieht es sie nicht an, daß die proletarische Mehrheit in einem Wahlkampf verloren gehen kann. Auch für eine Aufschubung der Landtagsauflösung sind die Kommunisten nicht zu haben. Sie glauben, daß ihnen jetzt die Zeit günstig sei. Nach dieser Einstellung, die als parteilegitim und demagogisch bezeichnet werden muß, konnten die Verhandlungen nur ein negatives Resultat zeitigen.“

So der Landesarbeitsauschuh in einer Erklärung in der sächsischen Parteipresse gegen die Kommunisten. Und nun nimmt er selber den gleichen von ihm bei den Kommunisten kritisierten Standpunkt ein. Jetzt spielt der Landesarbeitsauschuh mit der Landtagsauflösung genau so unverantwortlich wie die Kommunisten, unbefürchtet darum, ob die proletarische Landtagsmehrheit verloren geht oder nicht, als wenn der sächsische Regierungsoapparat kein „wichtiger Stützpunkt zur Verteidigung proletarischer Interessen“ wäre. Dabei ist es absolut ausgeschlossen, daß unsere Partei gegenwärtig in einem Wahlkampf die 9 Mandate dazu

erobert kann, die sie braucht, um allein, ohne Anlehnung nach rechts oder links, regieren zu können. Günstigstenfalls kann eine Neuwahl die Mehrheit von Sozialisten und Kommunisten wiederbringen, aber die Situation ist dann für unsere Partei dieselbe wie jetzt.

Der Landesarbeitsauschuh stellt selber fest, daß mit den Kommunisten keine Regierung gebildet werden kann. Deshalb muß unsere Partei auch nach einer Neuwahl die Koalition mit Demokraten und Volksparteilern suchen. Gegen diese einzig noch mögliche Lösung der Krise aber sträubt sich der Landesarbeitsauschuh mit Händen und Füßen. Er, der sofort einen Landesparteitag einberief, als die Landtagsfraktion gegen seinen Willen mit demokratischer Unterstützung das Kabinett Fellsch bildete, weigert sich jetzt, dem Antrage der Landtagsfraktion zu entsprechen, einen neuen Landesparteitag über die Frage Koalition oder Auflösung entscheiden zu lassen.

Welche Absichten verfolgt der Landesarbeitsauschuh mit seinem Vorgehen? Will er unter Verachtung der Parteinteressen einen Streich gegen die Landtagsfraktion führen? Will er die Auflösung, um bei der Kandidatenaufstellung, wie er bereits offen als sein Ziel verkündet hat, sämtliche Vertreter der Fraktionsmehrheit zu beseitigen? Das wäre ein so ungeheuerliches und treuehates Spiel mit den Interessen der Partei und des Proletariats, daß man vorläufig noch nicht daran glauben möchte. Wer die inneren Parteiverhältnisse in Sachsen näher kennt, kann aber leider eine solche Absicht nicht für unmöglich halten.

Die Partei hat in Sachsen die meisten geschulten und erfahrenen Parteigenossen in Staats- und Gemeindefstellungen abgeben müssen. An ihre Stelle sind in den Organisationen und in der Presse jetzt vielfach junge, unerfahrene Leute getreten.

Ein halbes Duzend solcher jungen Redakteure und ein halbes Duzend Schullehrer beherrschen heute Presse und Organisation unserer Partei in Sachsen, sie beherrschen den Landesarbeitsauschuh, sie beherrschen auch den letzten Landesparteitag. Sie geben offen die Parole aus, daß der Parteivorstand, die Mehrheit der Reichstagsfraktion und der sächsischen Landtagsfraktion von ihren Posten einfernt werden müssen. Liest man ihre Artikel und hört man ihre Reden, so gibt es nichts in Politik und Wirtschaft, wofür diese Körperchaften nicht verantwortlich sind. Vor den größten Entstellungen und wissentlichen Unwahrheiten scheuen sie dabei nicht zurück. Wer z. B. das Zwickauer oder auch das Plauener Parteiblatt liest, glaubt ein kommunistisches Revolverblatt vor sich zu haben, so sind diese Parteizeitungen angefüllt mit Beschimpfungen und Berunglimpfungen von Vertretern und Instanzen der eigenen Partei.

Als die Regierung Fellsch gebildet worden war, beschuldigte das „Zwickauer Volksblatt“ Genossen Wels und mich, im Bunde mit der Reichswehr den Dolchstoß gegen die proletarische Einheitsfront geführt zu haben. Die Landtagsfraktion wurde beschuldigt, sie habe die Parteigenossenschaft verraten; von den Kommunisten im Landtage aber, die die Verteidigung von Fellsch ermöglichten, wurde lobend erklärt: „Sie haben recht gehandelt.“ Ihre Qualifikation zu der von ihnen erstrebten Führung der Partei bewiesen die Eiferer gegen die jetzige Führung dadurch, daß sie ganz nach kommunistischem Vorbild gegen die Reichsregulativ von Parteivorstand und Allgemeinem Gewerkschaftsbund den Generalkstreik für ganz Deutschland forderten zu einer Zeit, in der in Bayern die Kahr-Diktatur, im Rheinland der Befehlsgewaltsterror und im ganzen Reich Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit auf dem Proletariat lasteten. Ganz Schlaue wollten sogar Sachsen und Thüringen vom Generalkstreik ausgenommen wissen. Den

Eine alltägliche Geschichte.

Von John Galsworthy.

(Einzig berechnigte Uebersetzung aus dem Englischen von U. Leonhard Schall.)

Wir sprachen eines Morgens von Antisemitismus, als Ferrand*) sagte: „So, Monsieur, viele jener Herren halten es heutzutage für eine Ehre, Christen zu sein, aber nur einmal habe ich einen Christen getroffen, der es für eine Ehre hielt, ein Jude zu sein. Das ist recht absonderlich — ich will es Ihnen erzählen.“

Es war in einem Herbst in London, und, da die Saison vorüber war, war ich natürlich wieder ein armer Teufel und mußte für viele Pence die Nacht in einem „Palast“ in Westminster logieren. In dem Bett neben meinem schlief damals ein alter Herr, der so mager war, als wenn er überhaupt nur aus Luft bestünde. Engländer, Schotten, Iren, Walliser — in diesen kleinen Unterchiedenen curen Rasse werd' ich mich wohl niemals auskennen — aber mir kommt doch vor, daß er Engländer war. Sehr schwach, sehr gebrechlich, weiß wie Kalk, mit einem langen weißen Bart und hohlen Wangen; und immer sprach er so leise, als rede er mit einer Frau. Für mich war's ganz was Neues, so einen sanften Menschen in dem „Palast“ dort zu sehen. Sein Nachtlager und seine Suppe verdiente er sich, indem er die Schiffsstellen auf der Arcautoren auslegte, die dort jede Nacht hinkommen. Dort verbrachte er den ganzen Tag, ging um halb elf jeden Abend aus und lehrte eine Viertelstunde vor Mitternacht zurück. Da ich nicht viel zu tun hatte, machte es mich immer Vergnügen, mit ihm zu reden; denn obgleich er sicherlich „hier“ nicht ganz richtig war, und Ferrand zeitweise sich mit dem Finger auf die Stien, so war er doch ein reizender alter Herr und sorgte sich ebensowenig um sich selbst wie eine Fliege, die den ganzen Tag unter der Zimmerdecke laßt. Wenn er irgend etwas für eines von diesen Exemplaren tun konnte, einen Knopf annähen, eine Pfeife säubern, keine Lirre in ihren Kleidern fangen oder dabeistehen, daß die Kleider nicht gestohlen wurden, ja sogar seinen Platz am Kaminfeuer hergeben — das alles tat er gern und mit einem blauen, sanften Lächeln; und wenn er keine andere Arbeit hatte, las er in dem Heiligen Buch! Ich fühlte eine Art Zuneigung zu ihm — es gibt nicht viele alte Männer, die so lieb und gutig sind, wenn sie noch dazu ein bißchen „spinnen“. Mehrmals hab' ich ihn dabei überhört, wie er einem von diesen dreidigen Kerlen die Füße wusch, oder einem anderen Umschläge auf ein blaues Auge machte, was häufig bei denen vorkommt — ein so zart empfindender Mensch, wie man selten einen trifft; und auch seine Kleider waren so zart und empfindlich, daß man manchmal seine Haut durchschauen sah. Obgleich er nichts Besonderes zu sagen hatte, konnte er doch zuhören wie ein Engel und sagte niemandem etwas Böses nach; aber da er nicht mehr Kraft als eine Schwabe zu haben schien, ließ es mich keine Ruhe, warum er wohl jede Nacht und bei jedem Wetter zur selben Stunde so lange in den Straßen herumliege. Und wenn ich ihn danach fragte, so lächelte er bloß wie einer, der ganz wo anders wollte, und schien

nicht recht zu begreifen, wozu ich eigentlich sprach. Ich sagte zu mir selber: „Da steht etwas dahinter, wenn mich nicht alles trügt. In einem dieser Abende werde ich dein Schützengel sein, wenn du bei Nacht ausziehst!“ Denn, wie Sie wissen, Monsieur, ich bin ein „Kenner“ von merkwürdigen Dingen, obgleich Sie sich denken können: wenn einer den ganzen Tag zwischen zwei verflügten Reklameschildern auf der Gasse herumspaziert, dann spürt er am Abend nicht gerade einen unüberwindlichen Hang, in den Straßen zu flanieren. Eh! bial! In einer Nacht gegen Ende Oktober machte ich mich endlich auf, ihm nachzugehen. Es war nicht schwer, ihm zu folgen, denn arglos wie ein Läubchen glitt er schattenhaft vor mir her, euren St. James-Parl entlang, wo eure millitärischen „Größen“ mit ausgeblähter Brust einherstolzieren, damit die Kinder-mädchen sie bewundern. Ganz langsam ging er dahin und lehnte sich auf einen Stab, wie ich noch nie einen gesehen habe, fast sechs Fuß hoch, mit einem gebogenen Griff wie ein Birtenstab oder ein Sabel, ein Ding, das wahrhaftig ein Spott für die Gassenbuben war — hab' ich doch sogar lächeln müssen, wie ich ihn so auf den Riesenhock gefügt sah, wo es doch nicht meine Gewohnheit ist, mich über Aller und Armut lustig zu machen. Ich erinnere mich noch an jene Nacht, die sehr schön war, der Himmel von dunkler Klarheit und die Sterne so hell, wie sie nur leuchten können in den Städten unserer hohen Zivilisation, und die Schatten der Platanenblätter in der Farbe von Trauben, so daß man nicht das Herz hatte, den Fuß darauf zu setzen. Eine jener Nächte, wo der Geist sich so frei fühlt, und der Schuttmann gutmütig vor sich hinräumt. Nun, wie ich ihn schon sagte, mein Alter schapte voran wie ein Schloßwandler und sah weder rechts noch links. Er ging an jener großen Kirche vorüber, die wie alle jene Häuser unnahbar, kalt und hochmütig zwischen uns kleinen Menschenwesen besteht, die sie doch gebaut haben, und betrat den Eaton-Park, dessen Häuser wohl von sehr reichen Leuten bewohnt sein müssen. Er lehnte sich gegen das Gitter des Gartens in der Mitte, sehr gelassen, die Hände, über die sein langer weißer Bart herunterfiel, auf dem Stab gefaltet. Worauf er wartete, konnte ich mir unmöglich vorstellen. Es war die Stunde, wo eure hohe Bourgeoisie aus dem Theater kommt in ihren Equipagen, auf denen Diener mit gekreuzten Armen thronen über Pferden, die fett wie Schnecken sind. Und durch das Fenster kann man irgendeine Dame sehen, weiß gebettet, mit dem Gesicht eines Menschen, der viel ist und wenig liebt. Und Herren gingen an mir vorüber, die gerade ein bißchen Lust schnappen wollten, ganz comme il faut, den Zylinder ins Genick geschoben und in den Augen einen Ausdruck von — gar nichts. Ich beobachtete meinen Alten, der regungslos wie alle an sich vorbeigehende, bis plötzlich ein Wagen an einem Haus fast gegenüber hielt. Sofort ging er rasch quer über die Straße mit seinem großen Stab. Ich sah, wie der Lokai die Glocke zog, den Wagenschlag öffnete, und drei Leute ausstiegen — ein Herr, eine Dame, ein junger Mann. Sehr hohe Bourgeoisie, ein Richter, ein Adliger, ein Minister — was weiß ich? — mit seiner Frau und seinem Sohn, die da zum Hauptor hinausstiegen. Mein Alter stand am Fuß der Treppe und schien um etwas zu bitten, indem er sich vorbeugte. Augenblicklich wandten sich drei sehr erstaunte Gesichter ihm zu. Trotzdem ich sehr neugierig war, konnte ich nicht hören, was er sagte, denn ich fürchtete, daß er meine Spionage bemerken könnte, wenn ich noch näher käme. Nur den Ton seiner Stimme hörte ich, sanft wie immer. Und seine Hand fuhr über die Stien, als ob er

eine schwere Last von weit her getragen hätte. Dann sprach die Dame zu ihrem Gatten und ging ins Haus, und der junge Sohn folgte, indem er sich eine Zigarette anzündete. Es blieb nur noch der gute Familienvater zurück mit seinen grauen Koteletts und der leicht gebogenen Nase, mit einem Gesicht, als ob mein Alter ihn zum Narren hielte. Er machte eine rasche Bewegung, als hätte er sagen wollen: „Geh!“ Dann verschwand auch er lautlos. Die Tür schlug zu. Sofort stieg der Lokai auf, die Equipage rollte davon, und alles war, als wäre es nie gewesen, nur daß mein Alter dort stand ganz regungslos. Bald aber machte er sich auf den Heimweg und trug seinen Stab wie eine Bürde. In einer Lorenfahrt verborgen, sah ich sein Gesicht, als er vorüberging, voll Schmerz und wie überwältigt von Müdigkeit und Kummer, so daß mir das Herz weh tat. Ich will es nur gesehen, Monsieur, daß ich mich ein wenig betroffen fühlte, das alte heilige Väterchen, wie es schien, um Almosen bitten zu sehen. Das ist etwas, was ich niemals getan habe, nicht einmal in der größten Armut — wir sind nicht so wie eure „Genietemen“ — wir leisten immer irgendeine kleine Arbeit für das Geld, das wir bekommen, und wenn man auch nur einen Betrunknen nach Hause führt. Und auf dem Heimweg war ich in Gedanken verfunken über diese Frage — ein Fall, über den die Engel nachdenken sollten. Da ich wußte, um welche Zeit mein Alter zurückkam, beehrte ich mich, vor ihm im Bett zu sein. Er kam herein wie alle Tage, leise auftretend, um die anderen nicht zu wecken, und auf seinem Gesicht, das ein wenig das eines verträumten Narren war, lag wieder die heilere Gelassenheit. Wie Sie schon bemerkt haben werden, Monsieur, gehöre ich zu den Individuen, die alles ganz genau, inwendig und auswendig, untersuchen müssen. Für mich ist es das größte Vergnügen, dem Leben unter der Röcke zu gucken und aufzudecken, was unter der Oberfläche der Dinge liegt, die nicht immer das sind, was sie scheinen, wie euer braver kleiner Dichter sagt. Dazu gehört Philosophie und auch ein gewisser Fleiß, der all jenen Herren fehlt, die sich allein für fleißig halten, weil sie in Stühlen sitzen und den ganzen Tag ins Telefon blasen, um ihre Töchter mit Geld zu fühlen. Mein Kalkium ist die Kenntnis des menschlichen Herzens — es ist der einzige Schatz, der uns nicht genommen werden kann. So lag ich in jener Nacht lange wach. Ich war nicht zufrieden mit dem, was ich gesehen, denn ich konnte mir nicht vorstellen, warum dieser selbstlose alte Mann, der wie ein Heiliger immer nur für andere sorgte, jede Nacht betteln gehen sollte, wo er doch immer im „Palast“ sein Bett hatte und genug zu essen, um Leib und Seele zusammenzuhalten in seinen Lumpen. Gewiß haben wir alle unsere Raster, und die ehrenwertesten Herren tun im Geheimen Dinge, über die sie bei anderen die Nase rümpfen würden; aber diese Bettelstühle schien mir kaum zu dem Charakter dieses alten Menschenfreundes zu passen — denn nach meiner Erfahrung, Monsieur, sind die Bettler genau so große Egoisten wie die Millionäre. Wie gesagt, es ließ mir keine Ruhe, und ich entschloß mich, ihm wieder zu folgen.

Die zweite Nacht war ganz anders. Ein scharfer Wind ging, und weiße Wolken trieben durch das Mondlicht. Er begann seine Pflgerfahrt, indem er am Parlament vorbeiging, als ob er zur Ewigkeit hinunter wollte. Euren großen Strom habe ich sehr gern. Da seinm Kauf liegt etwas ganz Grandioses; er wird wohl vieles wissen, trotzdem er so schweigmächtig ist und niemandem die Geheimnisse verrät, die man ihm anvertraut. Wie es schien, steuerte er auf jene lange Reihe von Häusern zu, die sich würdevoll am Ufer hü-

*) Ferrand, ein junger französischer Bogabund von Bildung und großer Beklerfährenheit, ist eine der Lieblingsgestalten des Dichters. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Liebe Freundin!

Herzlichen Dank für Ihren großen, schönen Brief! Es tut doch wohl, zwischen Flugblättern, Broschüren und Zeitungsseiten wieder daran erinnert zu werden, daß es daneben noch ein paar andere Dinge gibt, die man nicht entbehren möchte, so vor allem mitleidende Frauen, die unermüdet Schreibnachlässigkeit immer wieder verzeihen. Ich kann nicht einmal, um einen Teil meiner Sünden gutzumachen, nachträglich meine letzten Reben schneiden. Ich finde kein Exemplar mehr. Aber im neuen Reichstag! Ich werde Sie aus politischen Sonnenstrahlen schon durch deutsche Politik auffressen. Einstweilen werde ich täglich durch die Dörfer geschleppt, und an den Sonntagen muß ich gar viermal predigen. Die Redner und Hörer können Unmögliches aushalten. Ich freue mich auf die zwei Weihnachtsfeiertage, die ich daheim in Rommelsdorf bei der Mutter feiern werde. Es gibt keinen schöneren Platz in der Welt als daheim hinter dem Ofen. Nach diesem Woll wird aber dann der heilige Endkampf beginnen, auf den ich mich freue. Das Ergebnis im Reich wird sicherlich eine Stärkung unserer Partei sein. Ich rechne auf 90 bis 100 Mann. Politische Bedeutung wird die Wahl aber nur dann haben, wenn gleichzeitig die liberalen Fraktionen so stark bleiben, daß sie mit uns zusammen eine neue Mehrheit bilden können. Wird dieses Ziel nicht erreicht, so sind die Beziehungen praktisch ohne Wirkung, und in der Politik gibt es keinen andern Gott als den Erfolg. Kommt aber die notwendige Majorität, dann ist das schwierige, aber reizvolle Problem zu lösen, wie dieser Block arbeitsfähig und -willig gemacht werden kann. Auf diese große Aufgabe freue ich mich, hoffentlich nicht zu früh. Sie werden begreifen, daß ich unter diesen Umständen für den Ausgang des Kampfes in jenen Wahlkreisen, in denen wir mit Linksliberalen stehen, nicht viel Leidenschaft übrig habe.

Ihr herzlich grüßender R. F.

In einem anderen, an eine andere Adresse gerichteten Brief heißt es:

Mannheim, 4. Juni 1914.

L. H. Basel war sehr schön und erfolgreich. Ich kam, nach Beratung mit Conrad Hausmann, schon am Freitag mittag an, und wir holten um 3 Uhr die Franzosen ab. (Zur deutsch-französischen Verständigungskonferenz. Red.) Ich konnte schon sämtliche Teilnehmer von Bern her. Außer den Abgeordneten war ein Rufel von Zeitungsleuten gekommen, darunter der arme Rouanel, der durchgefallene Abgeordnete von Montmarire. Wir wohnten wunderbar im Dreifönig-Hotel, mit fließendem Wasser, zwar nicht in den Zimmern, aber vor den Fenstern, unmittelbar am Rhein. Mein Vorschlag (München) wurde glatt angenommen, aber von den Franzosen ergänzt durch die Idee, gleichzeitig auch eine Konferenz in einer französischen Stadt einzuberufen. Ich glaube, es wird November werden, bis die beiden Demonstrationen stattfinden. Basel ist eine der schönsten Städte, die ich kenne. In den nächsten Tagen soll also der amerikanische Sendling nach Mannheim kommen. Ich werde wahrscheinlich zugreifen. Allerdings muß ich dann auf Tirol und auf den Wiener Kongress verzichten, aber ich habe das Gefühl, daß ich nicht abfeuern sollte. Was denkst Du davon? ...

Ich glaube, es wird November werden. ... Aber es war erst August, da war der schöne Traum der deutsch-französischen Verständigung ausgeräumt, und einen Monat später war Ludwig Frank nicht mehr unter den Lebenden. Keiner hatte mit heißerem Herzen dem Völkerverständnis gedient als er. Aber als die Würfel gefallen waren, ging er mit den ersten mit.

Seine Politik ist innerhalb der Partei angefochten worden. Seine außergewöhnliche staatsmännische Begabung und die Reinheit seines Willens niemals. Von ihnen legen die hier wiedergegebenen Briefe neues Zeugnis ab.

Büffel erklimmt der Redakteur Kleinwist-Chemnitz, der verlangt, daß die Regierung Zeigner mit dem Landtag in Sachsen von Ort zu Ort ziehen und das Volk aufsuchen solle, sich um seine Regierung zu scharen. Als Genosse Wels darüber lachte, machte ihm der Redakteur Seydewitz-Zwickau deswegen schwere Barmühe.

Politische Kinder moßen sich an, politische Führer zu sein und lassen sich von der Welle der Erregung, die durch die Wirtschaftsnöte hervorgerufen ist, hochtragen in Partei- und Staatsämtern. Im Zwickauer Bezirk rühmt sich der Bezirksvorsitzende Seydewitz in einem Zirkular, daß Beiträge nach Berlin „sowie sie“ nicht abgeführt werden, damit „beruhigt“ er die Genossen. Der im gleichen Bezirk gewählte Landtagsabgeordnete Langhorst wird wegen seines Votums für die Regierung heftig gezwungen, sein Amt als Angehöriger des Bergarbeiterverbandes niederzulegen; die Mitglieder drohen, die Beiträge zu sperren, wenn er nicht geht. Der Textilarbeiterverband muß wegen Beitragsperre im Zwickauer Bezirk eine ganze Zahlstelle ausschließen. Das sind die Früchte der Pressehege der Seydewitz, Victor et tutti quanti. Inzwischen hat Seydewitz sich bereits zum Reichstagskandidaten und Victor, der erst vier Monate in Sachsen ist, sich zum Landtagskandidaten aufstellen lassen. Koffenbuhr, Jäckel, Buchta, Richard Meier, Stücken, Minna Schilling, furchen alle Reichstagsabgeordnete der Partei im ganzen Wahlbezirk, sollen durch diese „Parteienerneuerer“ befeitigt werden.

Demselben Zweck dient anscheinend jetzt bezüglich der Landtagsfraktion das Eintreten des Landesarbeitsausschusses für die Landtagsauflösung. Geht die proletarische Mehrheit verloren, so macht man eben „grundfällige Opposition“ in Idealkonkurrenz mit den Kommunisten. Aber vielleicht würde eine Wahlniederlage denen die Augen öffnen, die sich von dem pseudo-radikalen Geschrei betören lassen und endlich eine Befreiung der trostlosen Parteiverhältnisse in Sachsen einleiten.

Alles in allem ist es ein proletarisches Trauerspiel, was sich seit Jahr und Tag in der sächsischen Arbeiterbewegung ereignet und das sozialistische Mutterland Sachsen zu einem Tummelplatz parteierstörender Treibereien politisch unreifer Elemente macht.

Aus Briefen Ludwig Franks.

Im September kommenden Jahres vollendet sich ein Jahrzehnt, seit Ludwig Frank als Kriegsfreiwilliger bei Saccarat fiel. Er war nur einer von Millionen, die der Weltkrieg hinraffte, einer von Hunderttausenden von deutschen Sozialdemokraten, die auf dem Schlachtfeld ihr Leben hingaben, um dem deutschen Volk die Niederlage zu ersparen, die ihm durch die Blindheit der Rächigen schließlich doch bereitet worden ist. Zwei deutsche Reichstagsabgeordnete sind im Krieg gefallen, ein Waise und ein — „Marsch“, kein Konfessionärer, kein Deutschnationaler. Vielleicht ist es deshalb, daß noch keine Gedenkstiftung im Reichstag von ihrem Blutopfer zeugt.

In der „Blode“ läßt jetzt Genossin Hedwig Wachstein einige Briefe von Ludwig Frank erscheinen, die an die Schriftstellerin Leonie Meyerhof Hildebrandt gerichtet sind, und denen sie ein verständnisvolles Geleitwort vorausschickt. Wir lassen dieses und einige Briefe folgen.

Der Wille zur Macht.

„Im Grunde ist es auch dasselbe, für was gekämpft wird, und so ein warmer, treuer Tod ist besser als ein kaltes, treuloses Leben.“

Ein kleines vom 21. bis 28. Lebensjahr unter dem Titel „Eigene und angelegene Gedanken“ geführtes Notizbuch Ludwig Franks bricht mit diesen Worten Heines ab.

Sein Tod ist von vielen nicht verstanden worden und war doch ein warmer, treuer Tod für die Sache, der er sein Leben gewidmet hat, die Sache des deutschen Proletariats. Sein Wort

im letzten Brief an Sadehum „Einer muß die Fundamente gesehen haben“ ist noch seinem Tod durch alle Zeitungen gegangen. Er dachte an die Fundamente des neuen Staats.

Das vornehmste politische Ziel seiner letzten Lebensjahre war, die Sozialdemokratie zur politischen Macht zu führen. Um es zu erreichen, mußte er zweifach kämpfen; einmal mußte der Feindalismus und damit alles, was in der deutschen Reichsverfassung der staatspolitischen Tätigkeit der Parteien und besonders der Arbeiterpartei entgegenstand, hinweggeräumt werden. Und dann mußte die Sozialdemokratie selbst aus der reinen Oppositions- und Agitationspolitik herausgelockt und dazu gerieben werden, ihre zahlenmäßige, wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung des organisierten Proletariats zu nutzen. Diesem Ziel galten die badische Budgetbewilligung, die daran anschließenden Parteikämpfe, die parlamentarischen Arbeiten bei der Verfassung der Reichstabelle, der Wehrbeitrag und das Petrolmonopol. Zäher wurde für ihn zum Kampf um die Verfassungsreform. Er hatte ein glückliches Temperament und war schwer zu entmutigen. Er lebte oft schon im nächsten Erfolg. Bei der Zäher-Debatte meinte er: „Noch ein solcher Vorgang im Reichstag und wir bekommen das parlamentarische System.“ Und weil er ganz in diesen politischen Kämpfen lebte und über das Nächste hinweg zum Übernächsten sah, zog er fröhlich in diesen Krieg, um im Kampfe für die Heimat den Volkstaat zu erobern. Kreditbewilligung und Teilnahme am Feldzug waren ihm symbolisch für die nötig veränderten Beziehungen zwischen Sozialdemokratie und Staat. Er war heiter als er ging, weil er sich freute auf die staatsmännische Arbeit nach dem Krieg und weil er wußte, auch wenn er sterben mußte, war er ein Stück Fundament des Volkstaats.

Er hat in der Partei nur vorbereiten können, was nachher unter Lebrückenden außenpolitischen und wirtschaftlichen Bedingungen vollzogen wurde. In einer Berliner Funktionärskonferenz hat unglücklich nach einem Referat des Genossen Crispian der Genosse Hildebrandt darauf hingewiesen, daß es letzten Endes die veränderten Beziehungen zwischen Staat und Sozialdemokratie sind, die von einer Minderheit von Parteimitgliedern nicht verstanden werden, die darum jetzt so kurz nach der Einigung einen heftigen Kampf in die Reihen der Partei tragen. In dieser Stunde soll an den wärtesten Kämpfer um diese veränderten Beziehungen von Staat und Sozialdemokratie erinnert werden. Frank hat keine Remotoren und nur wenig Zeitungsartikel hinterlassen trotz unermüdlicher Arbeit. Aber was von ihm da ist, hat die Wärme und Treue, den feinen Geist, die Güte und Armut seines Wesens.

Aus den Briefen.

Mannheim, 21. Juli 1910.

Liebe Freundin!

Ich habe gute Wünsche für die nächsten Kampfmomente nötig; es ist eine schwere Zeit für mich; aber ich bin nicht niedergeschlagen, weil ich ein blankes politisches Gewissen habe und weil man dem Gott in sich mehr folgen muß als den Beschlüssen eines Parteitag. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich in der Nacht vor der Entscheidung (über die Budgetbewilligungsfrage. Red. d. B.) lange mit mir gekämpft habe, noch weicher Seite ich das Schicksal lenken sollte; ich hätte mir viele Sorgen und häßliche Beschimpfungen erspart und meine äußere Stellung in der Partei — ich stand in der Reichstagsfraktion nahe an der Führung — wäre nicht erschüttert worden, wenn ich im Geleise geblieben wäre. Aber ich hätte die Selbstachtung verloren; ich wußte, was in diesem Augenblick das Rechte war und hatte die Macht, es durchzusetzen — ich durfte nicht meiner Bequemlichkeit und Karriere zuliebe den Augenblick verpassen. Die Partei im ganzen wird so von dieser Episode Ruhen haben — sie wird, wenn auch nicht sofort, durch meine Propaganda der Tat zur Anwendung ihrer untätigen Kräfte gedrängt werden. Aber für mich selbst wird vielleicht eine peinliche Zeit dazwischen liegen, in der ich zur Disposition gestellt bin. Die Politik, die ich treibe, ist ein langfristiger Wechsel.

Ihr herzlich grüßender

R. F.

sehen, ehe man nach Chelsea kommt. Es tat einem weh, den armen Alten zu sehen, wie er sich mühsam gegen den heftigen Westwind aufwärtskämpfte. Nur ein paar Wogen waren hier zu sehen und wenig Leute — eine trostlose Wildnis, von hohen Laternen erhellt, die keine Schatten warfen, so hell schien der Mond. Bald nahm er wieder seinen Beobachtungsposten ein wie in der vergangenen Nacht und wartete auf die Rückkehr eines Löwen in seine Höhle. Und doch darauf sah ich einen daherkommen, von drei Löwinnen begleitet, die alle größer waren als er. Dieser da war bürstig und trug eine Krone — ein richtiger Gelehrter. Er hatte den Gang eines Mannes, dem man nichts vormachen kann. „Jemandem Professor“, sagte ich zu mir, „mit seinem Namen.“ Etwas fünfzig Schritte von meinem Alten entfernt erreichte sie ihr Haus, und während der Gelehrte die Tür öffnete, hoben die drei Damen ihre Köpfe in die Luft, um nach dem Mond zu schauen. Ein bißchen ästhetisch angehaucht, ein bißchen zur Wissenschaft geneigt — wie's bei diesem Typus immer ist. Sofort sah ich, wie mein Alter herüberkam, vom Wind getrieben wie ein Distelfengel, und auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck so tiefen Kummers, als ob er die Leiden der ganzen Menschheit trüge. Im selben Augenblick, als sie ihn benutzten, lassen die drei Damen ihre Köpfe hängen und stühten in das Haus, als ob er die Best wäre. Auf ihr Kreischen: „Herr!“ kommt Monsieur wieder heraus mit seinem Bart und seiner Brille. Ich hätte schon gern gehorcht, aber ich sah, wie der gute Herr sich flegelte, und ich rührte mich nicht, aus Furcht, mit ihm Komplott zu schließen. Ich hörte ihn nur sagen: „Unmöglich! Unmöglich! Wenden Sie sich an die hierfür geeignete Stelle!“ Und er schloß die Tür. Mein Alter blieb stehen, und der lange Stab drückte schwer, als wäre er aus Blei, auf die gebeugte Schulter. Und dann ging er wieder in derselben Richtung davon, aus der er gekommen war; gebeugt und ältend schlich er wie ein Schatten an mir vorüber, als wenn ich Luft gewesen wäre. Auch diesmal gelang es mir, vor ihm im Bett zu sein, und in tiefes Nachdenken verfallen, begriff ich noch weniger, was dies alles bedeuten sollte. Ich beschloß, ihm noch einmal zu folgen und nahm mir vor: „Diesmal muß ich's hören; es koste, was es wolle!“ Es gibt zwei Arten von Menschen in dieser Welt, Monsieur, die einen, die keine Ruhe geben, bis sie all die Spielereien in ihren Besitz gebracht haben, die zu dem Leben eines Reichlichen gehören — wobei es ihnen ganz gleich ist, woraus die Spielereien gemacht sind, und die anderen, für die das Leben in Tobak und einer Kruste Brot besteht und in der Freiheit, allem auf den Grund zu gehen, so daß sich die Seele wohl fühlt im Leide. Gerade herausgelagt: ich gehöre zu dieser Sorte. Ich finde keine Ruhe, bis ich herausgefunden hab', warum etwas so ist. Für mich ist das Geheimnisvolle das Salz des Lebens, und ohne Salz ist mir das Leben zu sad. Ich beschloß also, ihm in der nächsten Nacht wieder zu folgen. Diesmal ging er durch die letzten schmalen Straßen von eurem berühmten Westminsterviertel, wo die Lords und die armen Teufel lustig durcheinander hemmeln zu haben sind, zu zwei Sous das Dugend. Dazwischen Ragen und Polizisten, die offenen Leuchtlampen der Verkaufsstände, Abtrien, und der Duft von Fisch, in ronzig-m Freiheit gebaden. Ah, es ist grauenvoll, die Londoner Armenstrassen zu sehen. Da beschleicht mich immer eine so erschütternde Trostlosigkeit, wie ich sie nirgends sonst gespürt habe, und es ist charakteristisch, sie so nahe bei jenem großen Parlament zu finden, das der ganzen Welt ein Beispiel gibt, wie man gut regiert. Aus jener Gegend spricht eine so teuflische Ironie, Monsieur, daß man glaubt, den guten Gott eurer Bourgeoisie lachen zu hören in jedem rollenden Rad einer Equipage und in jedem Ruf

der Straßenhändler, die ihren Kohl verkaufen; man kann ihn lächeln sehen in dem rauchigen Dunst der Leuchtlampen, im Argenschein eurer Kathedrale, wie er zu sich selber sagt: „Wunderbar ist mir diese Welt gelungen. Habt Ihr nicht die schönste Abwechslung hier? Nun läßt sie aus, die Suppe, die ich euch eingebracht!“ Diesmal aber folgte ich meinem Alten wie ein Schatten und konnte hören, wie er im Geben seufzte, als wäre auch für ihn die Atmosphäre jener Gassen unerträglich. Aber plötzlich bog er um eine Ecke, und wir waren in der ruhigsten, schönsten, kleinen Gasse, die ich in London je gesehen habe. Auf beiden Seiten standen kleine alte Häuser, eines wie das andere, die sich in zwei Reihen vor einer großen Kirche zu neigen schienen, die am Ende der Gasse grau und mitterlich im Mondlicht stand. Die Gasse war ganz öde und ausgestorben und so sah ich die Schödel eines Mönchs. Aber ich vertraute jetzt schon darauf, daß mein Alter mich nicht so dicht hinter sich bemerken würde, da er bei den früheren Wanderungen nichts gesehen zu haben schien. Wie er so auf seinem Stab bebte, stand, kam er mir vor wie ein heiliger Vogel in der Wüste, der auf einem Stein anruht am Rand eines ausgetrockneten Teiches, während seine Seele nach Wasser lechzt. Es überkam mich jenes Gefühl, das einen manchmal vor den seltsamen Geschöpfen im Leben ergreift und das, glaube ich, auch die Künstler zu ihrem Werk begeistert. Nicht allzu lange hatten wir so gestanden, als ich ein Paar die Straße herunterkommen sah und dachte: „Hier muß ihr Rest sein.“ Frisch und lebhaft waren sie, jung verheiratet, in Güte noch Hause zu kommen; man konnte den weißen Hals der jungen Frau sehen, die weiße Hemdbluse des jungen Mannes, die unter den Mänteln hervorleuchteten.

Ich kenne sie gut, diese jungen Paare in den großen Städten, die keine Sorgen haben, alles genießen, alles noch vor sich haben, verlobt sind, und noch keine Kinder haben; lustige und rührende Menschen sind das, die das Leben erst kennenlernen müssen, und das, glauben Sie mir, Monsieur, ist für neun Kaninchen von zehn eine traurige Affäre. Ein Haus weit weg von mir blieben sie stehen, und da mein Alter schnell um nichts zu verfallen, hinüberging, tat ich so, als ob ich die Blode an dem Haus vor mir gestaut hätte. Diesmal konnte ich gut hören. Ich konnte auch die Gesichter von allen dreien sehen, denn ich habe auch hinten Augen im Kopf. Die Tänzchen waren so in Eile, in ihr Rest zu flattern, daß mein Alter nur gerade noch sagen konnte, als sie im Begriffe zu verschwinden waren: „Lacht mich auf eurer Schwelle schlafen!“ Monsieur, ich habe noch nie ein Gesicht so voll milder Hoffnungslosigkeit gesehen und doch so von sanfter Würde durchleuchtet wie das meines Alten, während er diese Worte sagte. Auf seinem Gesicht lag etwas Ueberirdisches, was uns irdischen Erdbildern nicht gegeben ist, die wir durch das Leben in diesem Erdenparadies so geworden sind. Er trug seinen langen Stab über der Schulter, und ich hatte die düstere Vorstellung, als ob sein armseliger Körper auf das Pfaster niedergebückt würde. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es schien mir, daß dieser vorerleichte Stock wie ein schweres Kreuz auf seiner Schulter lag; ich hatte Mühe, mich nicht umzubrennen, um mich zu überzeugen, ob alles nicht ein Spuk war. Dann rief der junge Mann: „Da ist ein Schilling für Sie mein Freund!“ Mein Alter aber rührte sich nicht und sagte immer nur: „Lacht mich auf eurer Schwelle schlafen!“ Sie können sich wohl vorstellen, Monsieur, wie waren alle stumm vor Bewunderung; ich läutete immerfort an meiner Türklingel, die keinen Laut gab, da ich auf aufpakte nicht zu läuten. Und die beiden jungen Leute betrachteten meinen Alten mit weit aufgewissenen Augen, aus ihrem Lächeln heraus, der

gut mit Federn ausgepolstert war, wie ich sehen konnte. Ich sah auch, wie ihre Herzen schmolzen, denn in dem Alter ist man noch leicht gerührt. Dann klüfferte die junge Frau etwas, und ihr Gott sagte die Entschuldigung, die die jungen Herren hier immer sagen: „Tut mir schrecklich leid!“ Dabei streckte er die Hand aus, die jetzt eine Münze enthielt groß wie ein Zeller. Doch wieder sagte mein Alter nur: „Lacht mich auf eurer Schwelle schlafen!“ Da zog der junge Mann seine Hand rasch zurück als schämte er sich, und nach ein kurzes „Schrecklich leid!“ hervorstoßend, schloß er die Tür. Ich habe viele Seufzer in meinem Leben gehört — sie sind die Begleitung zu dem Lied, das wir singen, wir ändern, die wir in Armut leben. Aber der Seufzer, den mein Alter ausließ — wie soll ich es nur beschreiben? — war so, als käme er von dem Leid selber, der treuen Gefährtin des Menschen, die ihn an der Hand führt, damit er niemals in den grandiosen Irrtum verfallen zu glauben, er sei auch nur für einen Augenblick der Herrgott selber. Jawohl, Monsieur, es war wie ein Aufsehn des Leids, jenes Nachtvogels, der niemals müde wird, durch diese Welt zu fliegen, wo man so viel davon redet, ihm die Flügel zu beschneiden. Da sagte ich mir ein Herz und behutsam auf ihn zutretend, fragte ich: „Mein Alter — was ist es denn? Kann ich irgend etwas für Sie tun?“ Ohne mich anzusehen, sprach er wie zu sich selbst: „Niemand wird mich jemand auf seiner Schwelle schlafen lassen. Für meine Sünde muß ich ewig wandern!“ In diesem Augenblick, Monsieur, wurde mir alles so klar, daß ich mich wunderte, nicht schon früher darauf gekommen zu sein. Er hielt sich für den Ewigen Juden! So, so war es. Das war die fixe Idee eines närrischen alten Mannes! Und ich sagte: „Mein Jude, du sollst wissen, daß du ein Christus geworden bist durch das, was du tust in einer Welt von Ewigen Juden!“ Er aber schien mich nicht zu hören und erst, als wir untern „Palast“ erreichten, wurde er wieder der alte sanfte Mensch, der niemals an sich selber dachte.

Hinter dem Rauch seiner Zigarette träufelte ein Lächeln Ferrands rote Lippen unter der langen Nase, die ein wenig schief war.

„Und es wird wohl so sein, Monsieur, wenn Sie darüber nachdenken. Angenommen, daß immer irgendein guter alter Mann als Ewiger Jude herumgeht, so wird er gewiß ein Christus geworden sein in all diesen Jahrhunderten, wo er von Tür zu Tür irrt. Da, er muß die tiefste Güte sein eigen nennen, die diese Welt jemals erlebt hat, dadurch daß er die überweltigende Luende der Menschen sieht. Alle diese guten Bürger, die er Nacht für Nacht bittet, ihn auf ihrer Schwelle schlafen zu lassen, sie sagen ihm, wo er hingehen soll, wie er richtig leben soll, bieten ihm sogar Geld an, wie ich es gesehen hatte; aber ihn aufzunehmen, ihm so viel Vertrauen schenken, daß sie ihn in ihrem Hause als einen Kameraden auf der Wanderschaft schlafen lassen, diesen seltsamen Alten, das tun sie nicht. Das liegt nicht im Wesen eines guten Bürgers in einem christlichen Lande. Und dieser Alte, der im Kopf nicht ganz richtig war, da er sich für den Ewigen Juden hielt, der Christus von seiner Schwelle gewiesen, war dadurch, daß er selber immer zurückgewiesen wurde, Christus so ähnlich geworden wie kein Mensch, der mir je auf Erden begegnet ist, auf dieser Erde, die meiner Meinung nach fast ganz von jenen bewohnt wird, die wie der Ewige Jude handeln, der Christus verflucht.“

Ferrand seufzte, blies den Rauch vor sich hin und sagte: „Ich weiß nicht, ob er weiterhin an seinem fügen Absee festhält, denn am nächsten Tag ging ich wieder auf die Wanderschaft, und seither hab' ich ihn nicht wiedergesehen.“